

# Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — (Einzeln Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediente:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 17.

Sonnabend, den 27. April 1889.

III. Jahrgang.

**Zum internationalen Arbeiterkongress.** — Herr Stöcker geht. — Der Streik der Pferdebahnkutscher in Wien. — Die Washingtonfeier und die amerikanischen Arbeiter. — Wohlthat und Fluch der Maschine. — Das Ende einer Welt von Drumont. VIII. — Geheimrath Wagener.

Wie ist doch Menschenblut so billig. Gedicht. — Novelle von E. Klaar. — Die Lage der russischen Industriearbeiter. IV. — Wohlfahrtseinrichtungen. — Arbeiterfreundliche Staatsbetriebe. — Arbeit, „Geber“ und Arbeit, „Nehmer“.

## Zum Pariser Arbeiterkongress.

Wir regten in unserer vorletzten Nummer zur öffentlichen Diskussion über diese Frage an, die bisher nur von Kabinet zu Kabinet verhandelt worden war.

Ohne schon jetzt auf eine endgültige Entscheidung der deutschen Arbeiterschaft dringen zu wollen, möchten wir doch in Kürze bemerken, daß wir der Aufforderung zur Beschickung des Kongresses, die unterdeß in verschiedenen Blättern — wohl von Seiten Auers — erschien, in ihrer Tendenz vollständig zustimmen.

Diese Zustimmung schließt durchaus keine Billigung des Vorgehens der französischen Possibilisten ein. Aber einmal verdient es doch die möglichste Berücksichtigung, daß die Possibilisten nicht auf eigene Faust einen Kongress einberufen, sondern daß sie dazu Auftrag erhalten haben seitens zahlreicher Vertreter der verschiedensten Länder Europas: zuerst vom Pariser Kongress von 1886 und dann vom Londoner Kongress von 1888. Bei dieser Sachlage war es zweifellos ein großer Fehler, daß die französischen Marxisten sich (in Bordeaux und Troyes) über alle diese Rücksichten gegen das Ausland hinwegsetzten und die Einberufung eines eigenen Kongresses beschloßen, ohne erst in Verhandlungen mit den zunächst hierzu Berufenen einzutreten.

Nun möchte eine Parteinahme für die französischen Marxisten trotzdem erlaubt und geboten erscheinen, solange die Possibilisten letztere vollständig zu ignorieren gedachten. Jeder Grund zur Einmischung des Auslandes fiel aber hinweg, als die Possibilisten erklärten, in der Prüfung der Mandate werde jede Nation selbständig sein, die Deutschen hätten über die Zulassung der deutschen, die Engländer über die der englischen Vertreter zu bestimmen. Damit waren die Reibungen zwischen Guesde und Brouffe zu einer inneren Angelegenheit der Franzosen geworden, deren Entscheidung man ihnen — selbst wenn sie unseren Wünschen nicht entspricht — überlassen mußte. Jedes andere Verfahren, jeder Druck durch Drohungen mit Fernbleiben muß als durchaus unberufene Einmischung in innere Parteistreitigkeiten erscheinen, und müßte sich, wenn derartiges allgemeiner würde, sehr bald bitter an allen Beteiligten rächen.

Wir würden es also äußerst bedauern, wenn neben den wenig klaren und wenig zuverlässigen Possibilisten die zielbewußtesten französischen Marxisten auf dem Pariser Arbeitertage fehlten — aber wir wünschen die Sache als interne Angelegenheit der Franzosen behandelt zu sehen und würden es für eine große Unklugheit halten, wenn wir, um den Marxisten zu ihrem Rechte gegen die Majorität der französischen Partei zu verhelfen, von Paris fernzubleiben drohen und auch andere Länder dazu auffordern wollten.

Sollten die Freunde von Brouffe die Marxisten wirklich vergewaltigen — was noch gar nicht einmal als ausgemacht gelten kann — so dürfte zudem ein allseitiger Protest aus dem Inneren des Kongresses heraus den Possibilisten viel gefährlicher sein als ein schmolldendes Fernbleiben aller Freunde der Marxisten.

## Herr Stöcker hat klein beigegeben,

als man ihn vor die Wahl stellte, entweder auf die politische Thätigkeit in Volksversammlungen oder auf die Hospredigerwürde zu verzichten: er hat die fette Pfunde behalten und das Volk Völl sein lassen.

Noch vor zwei Jahren, am 13. Juli 1887, schrieb Stöcker's „Christlich-soziales Korrespondenzblatt“ (Nr. 29) in einem offenbar aus der Feder des Hospredigers selbst herrührenden Artikel:

Kaltstellung? Nun ja, wenn und so lange wir uns kaltstellen lassen! Müßen wir uns kaltstellen lassen? Wir sagen: Nein! Dürfen wir uns kaltstellen lassen und kalt bleiben? Wir sagen abermals: Nein! Wollen wir uns kaltstellen lassen und kalt bleiben? Wir hören die tausendfache Antwort unserer Parteigenossen und Freunde auf diese Frage: Nein! Nein und nochmals Nein!

Schon damals hatte diese Auslassung einen etwas komischen Anstrich, weil sie in ihrer Form unwillkürlich an die Meditationen Falstaff's vor dem Treffen bei Shrewsbury erinnerte. Jetzt scheint Herr Stöcker sich diese tapferen Gedanken auch inhaltlich zu eigen gemacht zu haben:

Meine Zeit ist noch nicht um, und ich möchte dem Tod nicht gerne vor dem Termin zahlen. Was brauche ich denn so bei der Hand zu sein? . . . Freilich, es thut nichts, wenn die Ehre mich stachelt. Aber wie, wenn die Ehre mich zu Tode stachelt? . . . Wie das? Kann die Ehre mir ein Bein einlegen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre verzieht sich also nicht auf Wunderzweien? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort . . . Fühlt man sie? Nein. Hört man sie? Nein. . . . Also ich will nichts davon. Ehre ist nichts als ein Wappenschild beim Begräbniß und damit ist mein Katechismus zu Ende.

Sollte, wie verschiedene stoffkonservative Blätter fürchten, mit Stöcker's wenig ehrenvollem Abgang die „Berliner Bewegung“ zerfallen, so würden wir diese Entwidlung von ganzem Herzen willkommen heißen; ein großer Theil der unzufriedenen kleinen Handwerker und Händler würde dann unsere Reihen, die der Sozialdemokratie, verstärken. Hier eröffnet sich für die sozialdemokratische Agitation ein weites Feld und es wird bei uns stehen, daß es nicht brach liegen bleibt oder gar ausschließlich den Kartellbrüdern Fruchte trägt — was wir allerdings für vollständig ausgeschlossen halten. Für die Kartellbrüder die Geheimräthe und Beamten, für uns die kleinen Leute des Volkes — so gedenken wir uns in die Erbschaft zu theilen!

## Ueber den Streik der Wiener Pferdebahnkutscher.

der am Ostertag begann und großes Aufsehen erregt, entnehmen wir der Wiener „Gleichheit“ folgende Mittheilungen:

Den Anstoß gab die übermüthige Herausforderung des Direktor Turba.

Jede Pferdebahn-Gesellschaft hat bekanntlich zwei Gattungen von Bediensteten. Die einen haben eine Arbeitszeit von 16—21 Stunden und ganz ungenügende Nahrung; die anderen arbeiten täglich 4 Stunden und werden reichlich genährt.

Die Ersten sind die menschlichen Bediensteten, die Anderen sind die Pferde. Denn Menschen sind spottbillig in unserer Gesellschaft, Pferde aber kosten schweres Geld.

Nun haben die Kutscher und Kondukteure in jeder Woche einen freien Tag. Die arme Aktien-Gesellschaft muß ihnen 7 Tage Löhnung geben und darf sie nur 6 Tage abradern. Diesen siebenten Tag hereinzubringen, darauf richtet sich der ganze Scharfsinn der Beamten.

Aus den geringfügigsten Anlässen werden „Straftouren“ verhängt, welche am freien Tage abzumachen sind, so daß es häufig vorkommt, daß ein Kutscher oder Kondukteur am „freien Tag“ 4 bis 6 Stunden im Dienst ist.

Wenn der Kutscher bisher wegen Verspätung um eine einzige Minute eine bis zwei Straftouren erhielt, so scheint diese Art der Verschaffung unbezahlter Arbeit nicht ausgiebig genug gewesen zu sein. Direktor

Turba verordnete vor etwa zwei Wochen, daß auch die Fahrzeit auf den Theilstrecken, zwischen den einzelnen Stationen genau eingehalten werden müsse. Die Theilstrecke Schottenthor—Augartenbrücke z. B. soll genau in 5 Minuten zurückgelegt werden; kostet sie 6 Minuten oder nur 4 Minuten, so wird — eine Straftour verhängt!

Das Mittel war recht gut. Auf einer einzigen Strecke konnte man in einer einzigen Woche 22 Kutschern zusammen 43 Straftouren diktiert.

Das war gar ergiebig!

Aber allzuscharf macht schartig. Den Kutschern riß endlich die Geduld. In der höchsten Noth fanden sie das einzige Mittel, das ihnen helfen kann: einiges Vorgehen und Organisation. Sie erklärten nicht einzuspinnen, bevor ihnen folgende Forderungen bewilligt wären:

1. Aufhebung des Stundenplans für die Theilstrecken.
2. Nachlaß der während der Stägigen Gültigkeit desselben verurtheilten Strafen;
3. Beseitigung des Schadenersatzsystems;
4. Verlängerung der Arbeitspause für das Mittagessen von 30 Minuten wie bisher auf eine Stunde.

Zum dritten Punkte ist zu bemerken, daß dieses noch von Dr. E. Kopp (dem „Schützenlopp“ mit den vielen Orden) herrührende System darin besteht, daß kleine Beschädigungen des Wagens von einem „Schätzmeister“ abgeschätzt und ein bedeutend größerer Betrag, als die Gutmachung des Schadens erfordert, dem Kutscher in möglichen Raten von 50 kr. bis 1 fl. abgezogen wird! Auf diese sinnreiche Weise kann man dem Kutscher ganz erhebliche Beträge von seinem Lohne zurücknehmen. Oft kommt der Wagen gar nicht in Reparatur, fährt noch monatelang, bis er sonstiger Gründe halber in die Werkstatt kommt — aber der Kutscher muß zahlen, genau wie der Fabrikant dem armen Weber wegen Fehlern in der Waare Abzüge macht, dann aber das Stück ruhig verkauft und den vollen Preis einsteckt und den Abzug dazu. Kutscher Dolansky auf der Südbahnstrecke mußte 22 fl. zahlen für ein Loch, nicht größer als ein Bierkreuzerstück, das durch Anfahren entstanden und dessen Reparatur vielleicht 4 fl. kostete! Der Kondukteur Silbauer aus ähnlichem Anlaß 14 fl. 95 kr., weil er den Fialer nicht erwischte, der anfuhr!

Zum Punkte Mittagpause ist zu bemerken, daß dieselbe bisher ganz unregelmäßig 20—40 Minuten währte. Dabei fällt sie zwischen 10 Uhr und 12 Uhr Vormittags, so daß ein Kutscher häufig von 10 Uhr früh bis Mitternacht nichts essen kann.

Ist er ein „Aushelfer“, so ist diese 14stündige Arbeitszeit ein halber Tag und wird mit 60 Kreuzern bezahlt!

## Die Washingtonfeier in Amerika und die amerikanischen Arbeiter.

Am 1. Mai 1789 trat George Washington, der große Mitbegründer der amerikanischen Unabhängigkeit, seine Präsidentschaft an. Am 1. Mai d. J. gedenkt man überall in den Vereinigten Staaten die Gedenkfeier dieses Tages zu begehen und zur Mitwirkung an den Umzügen und öffentlichen Kundgebungen sind auch die Arbeitervereinigungen vielfach eingeladen worden.

Das giebt der „New-Yorker Volkszeitung“ Anlaß zu folgenden Bemerkungen:

An sich ist ja der Plan, in einer Feier, wie die bevorstehende, den Vertretern der Arbeit, welche ganz allein alles in dem verflochtenen Jahrhundert an Kulturerrungenschaften Gewonnene geschaffen hat, einen hervorragenden Platz anzuweisen, gut und gerecht. Es läßt sich dagegen nichts einwenden, sondern nur bemerken, daß wenn diese Feier so begangen würde, wie es der Geist der amerikanischen Revolution erforderte, es gar keine anderen Klassen in unserer Gesellschaft geben sollte, außer der arbeitenden.

Auch gegen die Veranlassung zum bevorstehenden Feste läßt sich kein sichhaltiger Einwand erheben. Alles, was mit der Erhebung des amerikanischen Volkes gegen politische Gewaltherrschaft und Ausbeutung zusammenhängt,

verdient in der Erinnerung unserer Zeitgenossen aller Länder fortzuleben, und je öfter ihre Aufmerksamkeit darauf hingelenkt wird, desto besser.

Wir sehen deshalb keinen Grund, weshalb die organisierten Arbeiter sich an der bevorstehenden Gedächtnisfeier nicht beteiligen sollten.

Aber auch in diesem Falle „kommt Alles auf den Standpunkt an“. Und da dürfte denn der von den denkenden Arbeitern eingenommene von dem der „prominenten“ Veranstalter der Feier ganz gewaltig abweichen.

Während letztere der Welt zeigen wollen, wie herrlich weit wir auf der von den „Vätern der Republik“ vorgezeichneten Bahn fortgeschritten sind, werden die Arbeiter mit tieferem Einblick in die Hohlheit dieser äußerlich so glänzenden Kultur, deren Lasten und Leiden sie nur zu tragen haben, diese Gelegenheit ergreifen wollen, der denkenden Menschheit vor Augen zu führen, wie entsetzlich weit wir von jener Bahn abgewichen sind.

Wohl wissen die Arbeiter die weltgeschichtliche Bedeutung der zu feiernden Ereignisse zu würdigen. Wohl wissen sie, daß die amerikanische Revolution das erste Ausleuchten jenes Bligstrahls war, der am 14. Juli 1789 in die Bastille einschlug, daß in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung jene Prinzipien der Selbstbestimmung für die Völker niedergelegt wurden, welche in ihrer logischen Entwicklung nicht nur die politische, sondern auch die soziale Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit bedingen.

Aber die Arbeiter wissen und fühlen auch, daß jene herrlichen Prinzipien in unseren Tagen zu einer leeren Schale geworden, unter deren Hülle sich eine thatsächliche ökonomische Unfreiheit und Ungleichheit im Volksleben entwickelt hat, gegen welche die zur Zeit der gegen die britische Herrschaft gerichteten Erhebung vorherrschenden Zustände als ein Ideal der Gerechtigkeit erscheinen müssen. Unter dem Deckmantel einer formellen Volkssouveränität hat sich eine Herrschaft der besitzenden Klasse, eine Korruption der Politik entwickelt, die weit volks- und freisheitsfeindlicher sind, als die Willkür und Ausbeutungssucht der britischen Beamten es früher jemals gewesen. In dem Lande, das sich vor Zeiten rühmen durfte, daß innerhalb seiner Grenzen kein arbeitswilliger Mensch zu darben und zu hungern brauche, irren Hunderttausende arbeitslos von Ort zu Ort, verachtet, während die denkenden Arbeiter, welche sich zum Kampfe gegen solches Elend organisierten und dem Volke die Mittel zur Abhilfe zeigten, als „unamerikanische Umstürzler“ verleumdet, eingesperrt und — gehängt werden.

Dies ist in großen Zügen unsere Gegenwart. Dieses erschreckende, jeden freisheitsliebenden Menschen abstoßende Bild bei Gelegenheit der bevorstehenden Feier — mahnend und belehrend — dem erhebenden, in der Erinnerung des Volkes immer mehr erblaffenden Bilde der Vergangenheit gegenüberzuhalten, — das wäre eine der organisierten Arbeiter unserer Stadt würdige Aufgabe, um derenwillen sie gewiß bereit wären, an der projektirten Demonstration theilzunehmen.

In welcher Form jener Kontrast zwischen dem Jetzt und dem Damals am Treffendsten zur Anschauung gebracht werden könnte, das ließe sich leicht feststellen. Neben der bereits angeregten Procession der Arbeitslosen, welche die „Prosperität“ des Landes herrlich illustriren würde, wäre auch das Tragen von Inschriften im Zuge zu empfehlen, von kurzen, historischen Schlagwörtern aus jetziger und damaliger Zeit, aus denen in drastischer Form unser vielgepriesener „Fortschritt“ hervorleuchten könnte.

Wenn die Veranstalter der bevorstehenden Feier bereit sind, diese — die einzig richtige — Auffassung der Bedeutung derselben zu acceptiren, so können sie der Theilnahme der besten und fortgeschrittensten Arbeiter-Organisationen unseres Landes sicher sein.

## Wohlthat und Fluch.

Der menschliche Erfindungsgeist scheint unerschöpflich zu sein. Wenn man meint, daß nach irgend einer Richtung das menschenmögliche erreicht worden sei, so werden wir durch neue Erfindungen oder Verbesserungen von alten überrascht, welche unsere Meinung über den Haufen werfen. Scheint es doch manchmal fast, als ob man den todten Stoff bejeele, so daß die Maschine arbeitet wie ein lebender Mensch. Man nehme nur die automatischen Apparate, welche stets mehr Anwendung auf den verschiedensten Gebieten finden.

Kurzfristige stimmen deshalb Klagelieder an über die stete Zunahme von Maschinen, durch welche die Menschen verdrängt werden. Sie schreiben diesen die unglückseligen Zustände unserer Zeit zu. Thoren, die sie sind! Sollten wir uns zurückwünschen nach Postkutsche und Handwebstuhl? Das, was der menschliche Geist hervorbringt, sollte in den Glaskästen gestellt werden? Das sollte das Schlusswort unserer Weisheit sein? Unmöglich! Nein, die Arbeit ist nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, um in der möglichst kurzen Zeit und auf die bequemste Weise unsere Bedürfnisse zu befriedigen, und somit sind die Maschinen ein Segen, da sie dem Menschen viele eintönige, geisttödtende Arbeit abnehmen.

Statt ihre Anwendung also zu behindern oder einzuschränken, meinen wir, daß, je mehr sie leisten, es desto besser für uns, die Menschen, ist.

Die Folge ihrer Einführung ist, daß mit einer kleineren Anzahl Arbeiter eine viel größere Menge Waaren produziert werden kann. Während 1874 aus 4332 Kohlenminen durch 538 829 englische

Bergarbeiter 140 713 832 Tonnen gewonnen wurden, gewann man 1880 aus 3904 Minen mit 484 933 Arbeitern 161 466 739 Tonnen. Die Produktion stieg also um 20 Millionen Tonnen oder 14 Prozent, während sich die Anzahl der Minen und Arbeiter verminderte. Die englischen Fabrikinspektoren meldeten alle gleichmäßig: Steigen der Produktion, Vermehrung der Produktivität per Arbeiter und Verminderung der Anzahl derselben.

Im Landbau dieselbe Erscheinung. Eine Mähmaschine verrichtet die Arbeit von 10 Mähern, ein Dampfpflug diejenige von 10 Arbeitern und 20 Pferden.

In Zeit von vier Stunden ist ein Dampfschiff von 1200 Tonnen Gehalt zu Newcastle geladen, 32 Stunden später ist es in London, wo es in 10 Stunden geleert werden kann, und nach 32 Stunden ist es zurück. Also in 3 Tagen und 6 Stunden ist dieses Geschäft erledigt. Um dies früher zu bewerkstelligen, war bedeutend mehr Zeit und Arbeit nötig. Ein mit 21 Mann bemanntes Dampfschiff transportirt in einem Jahre ebenso viel Kohlen, wie früher 16 Segelschiffe mit 144 Mann.

In seinem berühmten geographisch-statistischen Werke giebt Reclus folgende Beispiele an: Aufstellung des Obelisk zu Rom (1586): 960 Mann und 75 Pferde; des Obelisk von Lugo zu Paris (1836) 480 Mann; des Obelisk der Cleopatra zu London (1853) 24 Mann mit hydraulischen Maschinen.

Erklärte Kolb, daß zwischen 1860 und 1870 ein europäischer Baumwollspinner täglich im Durchschnitt soviel Arbeit abliefern konnte, als 100 Indier mit der Hand, so kann nach Atkinson heute ein Arbeiter in den besten Spinnereien Nordamerikas ebenso viel produziren, wie 1600 Chinesen oder 3000 Hindus.

Einer der amerikanischen Fabrikinspektoren erzählt, daß durch die Anwendung von Dampfmaschinen beim Landbau jetzt 600 Mann dieselbe Arbeit verrichten, zu welcher vor 15, 20 Jahren 2145 Mann nötig waren. Und so ist es in allen Zweigen der Industrie.

Burden 1870 noch 300 Tonnen Kohlen gebraucht für die Produktion von 100 Tonnen Roheisen, so sind jetzt nicht mehr als 202 Tonnen nötig.

Die moderne Dampfäuge sagt durch eine schnellere Bewegung in einer Stunde ebenso viel, als vor 35 Jahren in 10 Stunden, und verarbeitet mit gleicher Dampfkraft jetzt 12 mal mehr Holz als damals, also ist die Produktivität der Arbeit hier 12 mal größer geworden. In Zeit von 50 Jahren nahm nicht allein die Anzahl der Maschinen 10 mal zu, sondern die Leistung jeder Pferde-dampfkraft wurde zudem 5 bis 10 mal größer.

Wo soll dies hin? Verschiedene National-Ökonomen der Neuzeit wissen keinen anderen Ausweg, als die neuen Erfindungen zu behindern. Aber das ist dasselbe, als den menschlichen Geist im Jaum halten, das ist Stillstand und — Stillstand ist Zurückgang.

Das kann also das letzte Wort nicht sein. Nein, vorwärts führt der Weg, den wir wandeln müssen, und wer den Geist des Menschen in Banden legen will, der ist ein Feind des menschlichen Geschlechts, das zu einer viel höheren Entwicklung bestimmt ist, als die Gelehrten unserer Zeit sich träumen lassen.

Stidmanti schrieb: „Es scheint das Streben aller gesellschaftlichen Verbesserungen in England zu sein, einmal eine einzelne Person in den Stand zu setzen, durch das Drehen an dem Hahn einer mächtigen Maschine, alle Produktion von selbst zu verrichten.“ — Gewiß, wenn das sein könnte, die Menschen würden nährlich sein, wenn sie keinen Gebrauch davon machten!

Jeder will so billig und gemächlich als möglich produziren. Man würde den Menschen ruhig für nährlich erklären können, der lieber zwölf Stunden an einer eintönigen, geisttödtenden Arbeit steht, die er in einer Stunde ausführen kann.

Bleibt indessen die Vertheilung der Produktion bestehen, wie sie ist, was ist dann die Aussicht der Arbeiter? Aussterben durch Arbeitslosigkeit.

Die Arme der Arbeitslosen wird stets größer, und demgegenüber bereichern sich die Besitzer der Produktionsmittel immer mehr. Der Kampf zwischen Kapitalisten und Arbeitern würde also durch Mangel an Streitern auf der einen Seite enden.

Gerade dieses langsame Hinziehen ist so betrübend. Würden alle Arbeiter zu gleicher Zeit auf die Straße geworfen, so wäre die Sache bald geregelt; denn es ist un-denkbar, daß sie dann nicht wie ein Mann rufen würden: nun ist es genug!

Dieses langsame, dieses Stückweise Hinausdrängen von Menschen aus der Produktion — das ist so verhängnisvoll. Jeder hofft, daß ihn das Loos nicht trifft, gleich den Andern, die nächst ihm fielen. Hier ist noch viel durch Aufklärung zu wirken, damit der heutige Uebergangszustand mit seinen zerrüttenden Wirkungen möglichst rasch überwunden wird durch Herbeiführung einer Produktionsweise, welche die Wohlthat des technischen Fortschritts allen Menschen zu gute kommen läßt durch Verringerung ihrer Arbeit und Vermehrung ihres Genußes.

## „Das Ende einer Welt“ von Drumont.

VIII.

§ Leuchten der bürgerlichen Radikalen boten auch die Hand zu der bereits erwähnten großartigen Schwinderei mit Mustapha ben Ismael, dem Ergünstling des Bey von Tunis.

Als derselbe nach Paris kam, verschaffte ihm die

„transatlantische Gesellschaft“ zuerst 200 000 Francs, dann 1 Million, die zum Theil in hoch angerechneten, aber wenig Werth besitzenden Waaren ausgezahlt wurden — drei Häuser waren z. B. mit 600 000 Francs angerechnet und wurden mit 137 000 Francs verkauft. Bald darauf drängten die Gläubiger um Zurückzahlung der Darlehen, und als Mustapha in seiner Geldnoth nicht wußte, wo aus noch ein, wurde ihm vorgeschlagen, doch seine Güter in Tunis an die sich soeben gründende Länderbank abzutreten und deren wichtigster Aktionär zu werden. Natürlich waren die Gläubiger und die Gründer der Länderbank ein- und dieselben Personen. Obgleich Mustapha's Grundbesitz in Tunis sogenante „Habbugüter“ (Güter der todten Hand), mithin unveräußerlich waren, trat derselbe sie an die Länderbank ab und erhielt von den 8000 Aktien der Gesellschaft 6000, die sich nicht höher als 25 pCt. verzinsen durften. Die abgetretenen Güter repräsentirten bereits damals einen Werth von 30 Millionen, der aber binnen wenig Jahren auf 80 Millionen steigen muß. Die religiösen Stifte u., welche Anspruch auf die Güter hatten, die seinerzeit der Bey Mustapha zum Geschenk gemacht, legten natürlich Protest gegen die Abtretung ein, und es kam zu einem Prozeß, bei welchem Floquet als Mustapha's Verteidiger nach Tunis kam und sich seiner offiziellen Stellung als Vizepräsident der Kammer bediente, um einen Druck auf den Bey, die Richter und die französischen Behörden auszuüben. Als die tunesischen Gerichte trotzdem zu Gunsten der Stifte entschieden, lag Floquet dem damaligen Ministerpräsidenten Freycinet vor, Mustapha sei im Begriffe seinen Prozeß zu gewinnen, die französische Regierung handele also nur im Interesse beider Theile, wenn sie einen Vergleich herbeizuführen suche. Freycinet, ein vorsichtiger Mann, der sich nicht voreilig zu compromittiren liebt, war mit seinem Entschluß noch nicht ins Reine gekommen, als das Cabinet gestürzt ward und Rouleaux ans Ruder kam, der sofort mit seinem ganzen Einfluß für die Länderbank eintrat und 1887 einen Vergleich zu Stande brachte. Mustapha, d. h. die Länderbank blieb im Besitz der Güter gegen Zahlung von 900 000 Francs an den Bey und 175 000 Francs an das Stift Sadiki.

Alles in Allem hatte die Gesellschaft für Mustapha's „Schulden“ und Entschädigungen 1 769 880 Francs verausgabt und dafür einen Grundbesitz von 80 Millionen erworben! Allerdings waren, um dies Resultat zu erzielen, so und so viel Landesfinder in Tunis geopfert worden, aber das war ja Nebensache.

Raum war der Vergleiche abgeschlossen, so nahm die Länderbank, um die Schulden zu decken, welche Mustapha bei ihr kontrahirt, demselben alle Aktien bis auf 300 zurück, sie nahm außerdem noch seine Kleinodien, seine Häuser, ja sogar die kostbare Waffenammlung, welche der Ergünstling in Tunis besaß. Um die Räuberkomödie würdig zum Abschluß zu bringen, mußte Mustapha noch alle Kosten beden. Natürlich hatte ihm die Länderbank mit dem Scheine des Rechts, mit Beobachtung aller Formeln die Taschen geleert, obgleich er so gut wie kein Wort Französisch verstand, war er von Notar zu Notar geschleppt worden, um schwarz auf weiß beweisen zu können, er habe in voller Kenntniß der Sachlage gehandelt.

Die Opposition, welche die konservative Partei gelegentlich macht, ist nicht ernst zu nehmen, sie geht nicht über hohle, leere, theatralische Phrasen zu Gunsten der Monarchie hinaus. Uebrigens würde der Triumph der Monarchisten absolut nichts an der Situation Frankreichs ändern, weil er nur einen Wechsel der Personen, nicht aber eine Umgestaltung der ökonomischen Bedingungen bedeutet. Mit Philipp VII. würde nur die Geldwelt, repräsentirt durch Rothschild, auf dem Thron sitzen, das alte System regierte nach wie vor weiter, und das Volk müßte sich nach wie vor quälen, um die Budgetverschwendung und die Erhaltung eines Hauses unniüger Funktionäre zu ermöglichen, denen es gleich ist, wer herrscht, vorausgesetzt, daß sie nur ihre Stellen behalten. Die „Reformen“ des restaurirten Königs würden sich darauf beschränken, etliche „republikanische“ Beamte zu pensioniren und durch seine Leute zu ersetzen, die Steuerzahler decken die Kosten des Wechsels. Der Restauration des Königthums unter solchen Umständen fehlt nach Drumont jede Berechtigung, denn ein Fürst hat nur Grund zu seiner Existenz, wenn er zur alten monarchistischen Tradition zurückkehrt (!) und dem Staate dient, anstatt sich seiner zu bedienen.

Hätte der Graf von Paris z. B. sogar den guten Willen dazu, so könnte er doch keine normale Situation herbeiführen, weil er sich an den ökonomischen Verhängnissen stoßen würde. Außerdem steht hinter ihm, wie hinter jedem Präsidenten der Stab der Anhänger, gebildet aus Hunderttausenden von Parasiten, die nur darauf warten, sich an den Tisch des Staats zu setzen und ihrerseits auf Kosten des Volks zu bankettiren.

Geradezu unbegreiflich ist, woher diese Leute den Muth nehmen, mit dem Brustton der sittlichen Entrüstung gegen Radikale und Opportunisten zu deklamiren. Der Herzog von Decazesville z. B., eine Fierde und Hauptstütze der orleanistischen Partei, hatte seine Hand bei allen großen Finanzmogeleyen im Spiele, er war der erste, der Schacher mit Dekorationen trieb und unter anderen Gaunerstücken brachte er z. B. einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und Italien zu Ungunsten des ersteren Landes zu Stande, um mit Hilfe der italienischen Separatisten von Nizza u. Abgeordneter zu werden. Bekannt ist, daß die Umgebung des Grafen von Paris bereits im Voraus Handel mit dessen Einfluß treibt. Ein in der Wölle gefärbter Legitimist vermittelte für eine quittirte Rechnung im Namen aber ohne Wissen des „König“ eine Heirath

zwischen einem Parvenue der Finanzwelt und der Tochter einer altadligen Familie.

Wie wenig die Nachkommen der alten Könige von Frankreich der Rolle gewachsen sind, die Verhältnisse des Landes zu regenerieren, zeigt besonders die Gestalt des Herzogs von Nemours, der ohne alles Interesse für die öffentlichen, nationalen Fragen ist und seinen ganzen Stolz darin setzt, General und Akademiker zu sein.

Das Königthum ist jedoch nicht nur in Folge der Einzigkeit seiner Präzedenzen, es ist auch unmöglich, weil ihm die wesentlichen Organe für seinen Bestand fehlen, die ununterbrochene Erblichkeit, der Adel, die Hierarchie der Klassen, das alte städtische Leben u. s. w. Wie Rom zur Zeit seines Verfalls gezeigt hat, wachsen dagegen in einer Periode der Zerfetzung, wie sie Frankreich jetzt durchmacht, die Kaiser, die Cäsaren um so schneller heran. Von allen Präzedenzen hat folglich Boulanger die meisten Aussichten auf Erfolg, so lange er den allgemeinen Ekel gegen die vom Lande gehassten Parlamentarier repräsentirt. Daß sich monarchistische und bonapartistische Parteien so schnell von Boulanger ins Schlepptau nehmen ließen und nehmen lassen mußten, erklärt sich einfach genug daraus, daß die betreffenden Lager aus ganz mittelmäßigen Leuten zusammengesetzt sind, welche sich ebenso unfähig zur Opposition wie die Republikaner zur Regierung zeigen, weil sie selbst nicht mehr an die Prinzipien glauben, die sie vergeblich vertheidigen. Seitdem die Fürsten damit angefangen haben, in einer Wolke von künstlichen Weibrauch zu leben, seitdem sie aufhörten, Menschen zu sein und sich von Speichelkugeln zu einer Art übernatürlicher Wesen stempeln ließen, und ihre Umgebung ihnen darin nachahmte, seitdem ist auch aus dem konservativen Lager jede Initiative, jede thatkräftige Aktion verschwunden, niemand dieser Welt war mehr der moralischen Willensanstrengung fähig, die eine That kostet. Die durch den modernen Journalismus geschaffene Atmosphäre trug mächtig zu dieser Einmüthigkeit des Willens bei, der Ruhm mußte nicht mehr verdient, er konnte gekauft werden. Die ganze konservative Opposition hat nicht einmal eine Ahnung davon, wieviel Willensstärke die That eines Barbès, Blanqui, Cudès voraussetzt, welche die Regierung angriffen, ihr erklärten: ich kenne Dich nicht an und stürze Dich also. Der Wille der Konservativen ist aber im Voraus dadurch gelähmt, daß sie keines Opfers fähig sind. Vergleicht man unter diesem Gesichtspunkte die rothen und die weißen Insurgenten, so fällt der Vergleich nicht zu Gunsten der Letzteren aus. Kein Legitimist oder Orleansist wäre fähig, für seine Prinzipien neun Jahre im Kerker zu schmachten, wie es Barbès gethan. Gegenwärtig findet man nur unter den Plebejern-Leute von dieser moralischen Größe, die mit Tapferkeit, Initiative und Opfermuth besetzt sind.

Seitdem sich der Adel mit der goldenen Bourgeoisie vereint hat, nimmt er an allen ihren Betrügereien Antheil, er schreit nur, wenn diese ohne ihn möglich. Es waren konservative Deputirte, welche seinerzeit auf Staatskosten zur Prüfung der Verhältnisse nach Algier gingen, dajelbst keinerlei Mißbräuche entdeckten, obgleich sie das mit Häckerling gemischte Brot der Eingeborenen sahen, obgleich sie konstataren konnten, daß deren Hab und Gut bis auf die Ernte auf dem Halm verpändet, ihre Kopffsteuer von 12 auf 100 Frs. gestiegen war. Sie hatten keine Augen für den Muth des Volkes, für den Unterschleiß, die Erpressungen, die es zu Grunde gerichtet, ihre Berichte flossen von Lobeserhebungen der in Algier eingeführten Zivilisation über — und die Ausgaben der Enquete-Kommission konnten nie kontrollirt werden. Die Mißbräuche der Republikaner und Konservativen stützen einander, die Großen behalten beiderseits ihre Stellungen, und die Kleinen zahlen am Ende die Rechnung für das Prinzip, für welches die Ersteren nicht einmal eines materiellen Opfers fähig sind. Die Gräfin von Chambord hat sich z. B. ihren treuesten Parteigängern gegenüber weniger großmüthig gezeigt, als Frau Boucicault, die Besitzerin des Bon Marche gegen ihr Personal. Sogar die Presse der konservativen Partei wird nicht der Prinzipien wegen unterstützt, sondern nur zu dem Zwecke, die Kandidaturen bei Wahlen einzubeugen, die persönliche Eitelkeit der Parteiführer durch Vermählung ihrer Tugenden, der Vorzüge ihrer Frauen, Häuser und Pferde u. s. w. zu befriedigen.

Gelegentlich bewirft die republikanische Partei die konservative mit häßlichem Schmutz, und diese antwortet durch den gleichen Liebesdienst. Von Rechtswegen sollten sich beide Parteien die vorhandene Kluft von Mißständen und Schmutzaffären brüderlich theilen. Die Korruption der politischen Welt ist nicht auf ein Lager beschränkt, sie ist der ganzen Art eigenthümlich. Der vollendetste Typus des verkommenen Politikers ist der Boulangist Laguerre, welcher trotz seiner Jugend bereits alle Parteien nacheinander verrathen hat. Ein Altknabenschlingel unter dem Namen, eine Dine unter dem andern Arme, treibt er sich auf der politischen Bühne umher und ist stets dort zu finden, wo er Beute wittert. Sein Privatleben ist ebenso widerlich schmutzig und zerfressen, wie seine politische Laufbahn, er hat das Vermögen seiner Frau mit unzähligen Mätressen verjubelt und ging ihr schließlich durch, wobei er nicht vergaß, sogar die silbernen Hochzeitgeschenke mit fortzunehmen. Der Scheidungsprozeß zwischen Laguerre und seiner Frau versprach das hellste Licht auf die ekelhafte Persönlichkeit, auf das Treiben der politischen Welt überhaupt zu werfen. Natürlich schwieg die Presse den Prozeß todt und, bescheidend genug, sogar die konservativen Blätter hüteten sich auf eine Verwendung de Mun's hin, Enthüllungen zu bringen. Eine Krähe haßt der andern die Augen nicht aus.

Ungemein charakteristisch für die Moralität der politischen

Kreise ist auch die Person des Deputirten Steenackers. Nachdem derselbe bei der Nationalverteidigung „Entbehrungslohn“ zurückgelegt hatte, beutete er arme Literaten aus, die ihre Arbeit zu seinem Namen gaben. Da sich die gewöhnliche Romanliteratur nicht genug profitabel erwies, so kultivirte unser biederer Abgeordneter die obszöne (zotige) Literatur, denn er hatte bemerkt, „daß Loreetten und die Männer gewisser Kreise pornographische Werke, pro Exemplar mit 500 Frs. bezahlen.“ Die Geschichte eines Zwitters, welche das „freieste“ sein sollte, was sich denken läßt, dabei aber auch durch Intrigue, Stiel und Geist glänzen, kurz ein Meisterwerk der Art werden sollte, mußte ihm seiner Berechnung nach über eine Million einbringen. Wir erfahren nicht, ob der Plan gelang.

Die angeführten Thatsachen sind nur vereinzelte Beispiele der Korruption, welche die politische Welt in jeder Beziehung zerfressen, sie könnten unendlich vermehrt werden. Auch der flüchtigste Blick, den man in jene Kreise wirft, veranlaßt unwillkürlich zu dem Ausrufe, mit welchem Zola seinen Pat-Bouille schließt: „Cochon und Kompagnie“ — Schweinigel und Consorten!

### Geheimrath Wagener,

der vielgewandte und vielgeschmähte, ist im Alter von 74 Jahren in der Östernacht verschieden.

Aus einem Artikel, welchen ihm die „Frankf. Ztg.“ widmet, entnehmen wir das Folgende über Wagener's Wirken seit Gründung der Kreuzzeitung (1848):

Es ist ein tüchtiges Stück Arbeit gewesen, das Wagener durch die Kreuzzeitung geleistet hat. Nicht nur, daß im ersten Jahre dieser Zeitung ein guter persönlicher Muth dazu gehörte, als Leiter eines Blattes bekannt zu sein, das fast allabendlich durch seine Wahrheiten wie durch seine Lügen den Zorn von Volksmassen auf sich lenkte, das von Kapenmüthen und sonstigen Zensuren oft bedroht und heimgesucht, und das doch nach Verlauf dieses ersten Jahres bereits einen so geistigen Leserkreis besaß, daß es der Verachtung trogen konnte, die mit Recht auf die im Prozeß Waldeck ausgebeuteten Schurkereien fiel.

Das konnte nur möglich sein, wenn das Blatt einen Glauben an sich erweckt hatte und das war Wagener's Verdienst.

Der kleine Landadel der alten preussischen Provinzen, von dem Friedrich II. einst sagte, daß er die zuverlässigsten Offiziere liefere, weil sie gar nichts anderes zu werden wußten, war seitdem nicht viel weiter gekommen. Geistig bedürfnislos, ökonomisch zurückgeblieben saßen sie auf ihren Gütern, allem Staatsleben entfremdet und dennoch auf die Staatshilfe pochend. . . . Kaum, daß diese alten Geschlechter noch einen brauchbaren Landrath aus ihrer Mitte herstellen konnten, gewöhnlich besorgte der Kreissekretär dessen Geschäfte. Ebenso gemüthlich hielten es die „kleinen Herren“ mit der Justiz, die sie mittels ihrer Patrimonialrichter und solider Haselstöde verübten; kurz, es war in dieser besten der Welten Alles aufs Beste eingerichtet. — Da kam der Störenfried, der März 1848. Er respektirte gar nichts mehr, er wollte den „Stützen des Thrones und des Altars“ alle die Stützen entreißen, auf die sie sich ihrerseits verließen. Fing man doch in Mecklenburg sogar kurzweg damit an, Gutsbesitzer mit Knütteln todzuschlagen. Und dabei ließ sich kein Gendarm mehr sehen, die Soldaten saßen in ihren Kasernen, und der böse Patow, der in des Junkers Nachgebiet beim Betretzen seine Stelle fand, er, der die hochheilige Grundsteuerfreiheit aus der Welt schaffen wollte — er war sogar Minister geworden. Da galt es am Ende doch, auch selber einmal sich zu rühren.

Dazu half nun die Kreuzzeitung. Sie weckte jene denkfaule und thatenräge Gesellschaft, sie belehrte sie über ihre gemeinsamen Interessen, sie zeigte ihr die Wege, sich geltend zu machen, sie gab der Junkerpartei Programm und Organisation. Wenige Monate ihrer Wirksamkeit und in Berlin konnte bereits die erste große Versammlung der Partei, das „Junkerparlament“ tagen. . . Nach solchen Erfolgen durfte Wagener getrost — nach Höherem ausschauen.

Nach sechs Jahren segneteter Arbeit trat er aus der Redaktion aus. Nicht ohne reichen Dank zu ernten. Ein Rittergut in Pommern, das gerade unter dem Hammer stand, das oft bespottete Dummerwitz, wurde ihm verehrt und eine Rechtsanwaltsstelle beim Obertribunal, sonst der vielbegehrte Lohn langen und ausgezeichneten Juristendienstes, ihm verliehen. Und als Vertreter von Neustettin trat er in das Abgeordnetenhaus. . . .

Später kam ganz zu rechter Zeit das Regiment Bismarck. Der hatte in den jungen Jahren der „Kreuzzeitung“ fröhlich an ihr mitgearbeitet und bewahrte von da her wohl noch persönliche Neigung für deren Herausgeber. Der aber hatte, unstat wie er war, längst wieder Lust und Muße zu anderer Betätigung, das Rittergut war ihm zwischen den Fingern zerfließen, seine Rechtsanwaltschaft hatte er eines Tages schnell niedergelegt. Auf welche Angaben hin sich der Minister mit Wagener verständigt, das läßt sich nur im Allgemeinen erkennen: jedenfalls auf jener staatssozialistischen Grundlage, deren Vorbild Bismarck in Frankreich studirt hatte, die ihm — Acheronta movebo! — in dem Kampfe mit der konstitutionellen Bourgeoisie in den Jahren bis 1866 noch brauchbarer erschienen war, über deren Gefahren für die Monarchie ihn das eigene Selbstvertrauen und die glänzende Dialektik Lassalle's hinweggetäuscht hatte.

Am 1. April 1866 wurde Wagener zum vortragenden Rath im Ministerium ernannt. . . .

Mit der ersten Aufgabe in seinem neuen Amte erging es ihm kurios.

Er sollte dem Ministerium ein paar Denkschriften einreichen „über die Bedingungen, unter denen sich seitens des Staates und in einem gewissen Maße auch mit Staatsmitteln für die Arbeiter etwas thun lasse,“ und über eine Reform des Realkredits. Es waren Probestücke. Aber Wagener wußte da von einem blinden, der Hilfe und noch mehr der Anerkennung bedürftigen Privatdozenten, der Volkswirtschaft studire. Es war Eugen Dühring, damals noch wenig bekannt. Zu dem ging er und bat, im Namen Bismarck's und für dessen Belehrung, um eine solche Arbeit. Zu der ersteren erklärte sich Dühring bereit und lieferte sie zur festgestellten Zeit an Wagener ab.

Monate lang hörte er über Verbleib und Erfolg nichts, aber eines Tages erschien sie in Leipzig auf dem Büchermarkt als: Denkschrift über die wirtschaftlichen Assoziationen und sozialen Koalitionen von Hermann Wagener, K. Preuß. Geheimer u. s. w.!! Die Veröffentlichung war auf Anordnung Wagener's erfolgt! Ein Honorar, das sei beiläufig bemerkt, war weder vom Verfasser verlangt, noch von Wagener angeboten worden. Es würde zu weit abfahren, den Knäuel von Zeitungs polemik und Prozeßen, der sich daraus entwickelte, zu verfolgen: es genügt zu berichten, daß Herr Wagener der Vertrauensmann des Grafen Bismarck war und blieb. Der Druck mußte schärfer sein, der ihn warf. Noch im Mai 1872 hatte Wagener in der Jesuitendebatte eine Rede verlesen, welche, wie Schultze's Kalender sogar notirt, „im Einverständnis mit dem Reichskanzler vorbereitet“ schien, im Herbst desselben Jahres trat er als der vom Reichskanzler vorgeschlagene Kandidat für den Immediatvortrag beim Kaiser auf, am 14. Januar 1873 stellte ihn Lasler's große Rede gegen den Eisenbahnschwindel als den erst und schwerst Schuldigen hin. Man weiß, daß die darauf folgende Untersuchung nicht zu ihrem vollen und rücksichtslosen Umfange gediehen ist, immerhin erreichte sie es, daß Wagener als Sühne für Mächtigerer und Vornehmere, vielleicht auch als Preis für Parteilkompro-misse geopfert wurde.

Er erhielt den Abschied und hat seitdem in der Zurückgezogenheit gelebt.

Wer wird seinem Sarge zu „letzten Ehren“ gefolgt sein? —

Ueber die sozialistischen Neigungen Wagener's und ihre Folgen lesen wir in der Berliner „Volkszeitung“:

Es war in den Tagen des Konflikts, als Wagener's Stern zum zweiten Male zu leuchten begann. Die bürgerlichen Klassen in Deutschland schienen endlich mit der Zertrümmerung des Militär- und Polizeistaats bitteren Ernst machen zu wollen; da wurde der Mann wieder „zeitgemäß“, der in der „Kreuzzeitung“ Lassalle's „Asiat-Schulze“ mit einem ihm von dem Verfasser öffentlich bezeugten „tief eindringenden Verständnis“ besprochen, der den „dummpfen Schritt der Arbeiterbataillone“ auf die Tribüne des Abgeordnetenhauses getragen und gegen die „Raubritter hinter den hohen Schornsteinen“ beschworen hatte. So wurde Wagener am 1. April 1866 vortragender Rath im Staatsministerium.

Ein ominöses Datum, der Tag wie das Jahr! Kaum hatte Wagener — Lassalle war todt, und Marx hatte Buchers Aufforderung, Mitarbeiter des „Staatsanzeigers“ zu werden, mit wahrhaft „revolutionärem“ Hohn zurückgewiesen — sich an Dühring um einige Rezepte für die soziale Herentliche der Reaktion gewandt, als der Schlachtendonner von Königgrätz eine völlig veränderte Lage schuf. Die bürgerlichen Klassen ließen zu ihrem größeren Theil in das Lager des bisherigen Gegners über; sie verzichteten auf den Ehrgeiz, eine politisch selbstständige Rolle zu spielen, und erhielten dafür als Gegengabe die wirtschaftliche Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, die, einen wie großen Fortschritt sie auch an sich darstellen mochte, doch in erster Reihe den Bedürfnissen der bürgerlichen Klassen entgegenkam. Nicht Bucher und Wagener, sondern Delbrück und Michaelis wurden die leitenden Geister des Reichskanzleramts. . . .

Die Ehrlichkeit seiner sozialistischen Ueberzeugung wurde jetzt Wagener zum Verhängniß. . . . Er hat noch in den nächsten Jahren nach seinem Sturze (1873) mit dem leitenden Staatsmann in näherer, persönlicher Verbindung gestanden; er hat ihn beispielsweise auf dem Katheder sozialistischer Kongresse von 1874 vertreten, ja er hat sogar das Konzept der heutigen Sozialpolitik entworfen, . . . wenn es auch gerade in sein Gegentheil verkehrt worden ist. Er forderte in diesem Abwägung der Starkerlast von den arbeitenden auf die besitzenden Klassen, Abschaffung der indirekten Steuern auf volkshämliche unentbehrliche Lebensmittel; er forderte Einführung des Normalarbeitstages, strenges Verbot der Sonntagsarbeit, Regulirung der Nachtarbeit, Ausbildung der amtlichen Fabrikaufsicht und weitgehende Vollmachten der mit derselben betrauten Beamten. Als von alledem das Gegentheil geschah und nur aus den leeren Hülsen der von ihm geschaffenen sozialistischen Schlagworte der Bau einer „Sozialreform“ nach dem Muster Potemkin's aufgethürmt wurde, da hat Wagener nicht mehr mitgemacht, da hat er auch nicht mehr mitmachen wollen. Er spielte zwar nicht den „malcontenten Staatsmann“, aber in dieser oder jenen kleinen Schrift salvirte er doch sein politisch-soziales Gewissen und wenn er in der letzten über das Sozialistenge-seß schrieb:

„Rusland ist leider nicht mehr das einzige Land, wo der Neuchelmsford florirt, und es ist allerdings mehr als Optimismus, das Sozialistengesetz als Vorbeugungs- oder Repressivmittel gegen derartige Schandthaten anzusehen. Was mit polizeilicher oder militärischer Unterdrückung auf diesem Gebiete zu machen ist, das kann man in Rusland studiren, man müßte denn meinen, die russische Energie noch überbieten zu können. Eine Vergebung in die zweite Klasse des Bürgerrechts wird schwerlich jemals die Wirkung haben, daß die Masse der Bevölkerung diejenigen, von denen eine solche ausgeht, als ihre Wohlthäter betrachtet.“  
 so braucht nicht erst gesagt zu werden, wie „unzeitgemäß“, ja wie „reichsfeindlich“ der alte Mann geworden war.

### Politisches und Sozialpolitisches.

Die sächsischen Sozialdemokraten haben am 3. Dierstag in Kappel bei Chemnitz unter dem Vorsitz von Bebel und Seyer Kandidaten für die Reichswahlkreise im Königreich Sachsen aufgestellt. Für Dresden-Alstadt soll an Bebel's Stelle eine andere Kandidatur aufgestellt werden. Bebel kandidirt für Stadt Leipzig. Es kandidiren nach den Mittheilungen der Blätter in den ausrichtsvollsten Kreisen: für Leipzig-Land: Seyer-Großenhain, Chemnitz: Kandidatur vorbehalten, Glauchau: J. Auer, Zwickau: B. Stolle, Stolberg-Schneeberg: J. Seifert-Zwickau, Reichenbach: Robert Müller-Reichenbach.

Die vollständige Liste bringen wir in nächster Nummer. Heute bemerken wir nur noch, daß für Mitweida-Burgstädt — früher bereits zweimal im Reichstage, durch Bahlreich und dann durch Bollmar vertreten — irrthümlich als Kandidat Herr Max Schippel-Berlin aufgestellt wurde. Herr Schippel hat abgelehnt, sein Schreiben ging aber wohl den Beteiligten zu spät zu.

In der Zentrumsparthei gährt es gewaltig. Nach einem Telegramm der „Kreuzzeitung“ aus Bonn hat sich die Generalversammlung des Augustinusvereins — des Sammelpunktes der ultramontanen Publizistik — im katholischen Vereins Hause zu Bonn dahin geeinigt, gegen regierungsfreundliche Bestrebungen v. Schorlemer's und v. Huene's scharfe Stellung in der Presse einnehmen zu wollen.

Boulanger ist von Brüssel nunmehr nach England „geflüchtet.“ Er kommt gerade recht zur Saison, denn ver-

schiedene Londoner „stars“, darunter der berühmte Buffalo Bill, haben sich bereits nach der Pariser Ausstellung bezogen, und es mangelt in London augenblicklich an einem „Löwen“. Die Lücke wird durch Boulanger glücklich ausgefüllt. In richtiger Würdigung dieses Umstandes hat ihm denn auch die „South Eastern Railway Company“ (Südbahngesellschaft) einen Salonwagen und einen Extrazug umsonst zur Verfügung gestellt, und der General hat das Anerbieten dankbar angenommen. Die Engländer sind bis jetzt nicht besonders freudig erregt über den ihnen zugebachten Besuch, was nicht zum Verwundern ist, denn sie sind es bereits seit langer Zeit gewohnt, daß berühmte Ehrentiere und sonstige abgetakelte Größen, sowie anständige und unanständige Flüchtlinge zu ihnen kommen. Sie haben mit derselben Gastfreundschaft Ludwig XVIII., Karl X., Ludwig Philipp, Napoleon III., Tassenrand, Metternich, Mazzini, Kossuth, Ledru-Rollin, Kommunar's, Rühliken u. s. w. empfangen und kommen gegenüber dem General Boulanger schwerlich in Verlegenheit, namentlich da sie ihn vielleicht nicht lange behalten. Ein amerikanischer Impresario hat nämlich, wie man dem „N.Y. Herald“ aus London telegraphirt, dem General 200,000 Dollars (eine runde Million Franken) angeboten, wenn er zu ihm in die Vereinigten Staaten komme und ein paar Vorträge halte. Wenn Boulanger ablehnt, will sich der Impresario an Herrn Rochefort wenden, der es natürlich etwas billiger thun müßte. Wie schade, daß gerade die Pariser Ausstellung sich diesen fetten Brocken entgehen lassen muß!

Die Reichskommission für das Sozialistengesetz hat in der bekannten Sitzung vom 9. April auch noch das Verbot einer Nummer des „Sächsischen Wochenblatts“ vom 29. Dezember 1888 aufgehoben.

Reichstagskandidaturen. Zeit-Weißensfeld: Bergolder Hoffmann-Halle. — Merseburg—Querfurt—Schwendig: Mittag-Giechensstein.

Die der Geheimbündelei beschuldigten Berliner Sozialdemokraten Baumgart und Kurze sind Donnerstag Mittag endlich aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Die Entlassung erfolgte auf Beschluß der V. Strafkammer, welche trotz des Widerspruches der Staatsanwaltschaft, die vom Verteidiger, Rechtsanwalt Stadthagen, gegen die weitere Fortdauer der Untersuchungshaft vorgebrachten Gründe anerkannte. — Es dürfte überhaupt fraglich erscheinen, ob man die Anklage auf Grund des bekannten § 129 erheben wird.

Der „Stettiner Volksbote“ soll sich nicht weniger als sechs Mal gegen das Pressegesetz veründigt haben. Der Redakteur dieses Blattes, Fritz Herbst, ist deshalb zum 9. Mai vor die Strafkammer in Stargard geladen worden, um sich 1. wegen Verleumdung des Amtsgerichts zu Stettin; 2. des Sohnes des Oberpräsidenten Grafen Behr von Stegendorf; 3. des Sohnes des Polizeipräsidenten v. Mülling in Stettin; 4. des Freiherrn v. Rheinbaben; 5. des Rittergutsbesizers Naas und 6. wegen Aufreizung zu Gewaltthätigkeiten zu verantworten. Ein hübsches Bouquet!

Leipzig, 19. April. Der erst unlängst ins Leben gerufene „Verein für volkshälliche Wahlen“, welcher bereits mehr als 1000 Mitglieder zählt, beabsichtigte im Laufe der letzten Tage auch

in einigen Vororten Versammlungen abzuhalten, dieselben sind aber von vorn herein seitens der hiesigen Amtshauptmannschaft auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden. — Bei mehreren hiesigen Sozialdemokraten haben im Laufe der letzten Tage Hausdurchsuchungen stattgefunden, die auch in mehreren Fällen zu Verhaftungen führte.

Die auf Grund des Bettelparagrafen in Gera-Neuß angeklagten Sammler von Geldbeiträgen für die streikenden Maurer sind nunmehr vom Oberlandesgericht Jena endgültig freigesprochen worden.

Berliner Weißgerberstreik. Arbeiter Berlins! Es ist nun bereits die 7. Woche, daß wir mit unseren Fabrikanten um unsere geringen Forderungen im Kampfe liegen, ohne daß sich eine Einigung erzielen ließ. Die Herren Fabrikanten glauben, uns auszuhungern zu können. Helft uns so gut Ihr könnt, es thut dringend noth, dann werden wir siegen, und unser Sieg wird auch für Euch die besten Früchte tragen. Wir sind alle fest entschlossen, aufs Neueste auszuhalten. Mit Gruß: Die Kommission der Weißgerber Berlins. E. Rau, Prinzen-Allee 62/63.

Aufruf an alle Steinmehnen (Steinhauer). Kollegen! Da Euch allen die Lage der Steinmehnen Berlins bekannt ist und auf gütlichem Wege kein Ausgleich mit den hiesigen Innungsmeistern zu Stande kommt, fordern wir Berliner Steinmehnen die Kollegen allerwärts auf, den Zuzug nach Berlin, Potsdam, Dunschau, Radwiger und Barthauer Brücken; nach den Brücken in Eggenstädt und Resselberg, auf das allerentschiedenste fern zu halten, damit wir auf diese Weise zu unseren gerechten Forderungen gelangen. Mit Gruß die ausgesperrten streikenden Steinmehnen Berlins. J. A.: J. Jeschke, Melancthonstr. 5, Hof 1.

Maurer Berlins! Tretet alle der Freien Vereinigung der Maurer und Fachgenossen Berlins bei. Ohne Organisation kein Erfolg.

### Briefkasten.

Leser. Flectere si nequeo superos Acheronta movebo: wenn ich die Höheren nicht beugen (zum Nachgeben bringen) kann, so werde ich die unterirdischen Mächte in Bewegung setzen.

Esien. Die Artikel der „Rheinisch-Weisf. Ztg.“ benutzen wir in nächster Nummer.

Verein. Bringen Sie doch in Ihrem Verein einen Antrag ein, in der „Volkstribüne“ zu inseriren.

Hyrie. Was sollen wir denn übel nehmen?

## Arbeiter-Bildungs-Verein „Berlin Nord“

### Öffentliche Versammlung

Dienstag, den 30. April, Abends 8 1/2 Uhr, im „Belforter Salon“, Belfortstr. 15.

- Tagesordnung:  
 1. Vortrag des Herrn Bogtherr über „Freie Religion und Volksbildung“.  
 2. Allgemeines.  
 3. Fragekasten.

Gäste willkommen.  
 Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
 Der Vorstand.

## Central-Kranken- und Sterbekasse der Tischler u. s. w.

Centrale Verwaltungsstelle Berlin F.

### Mitglieder-Versammlung.

Sonntag, den 28. April, Vormittags 11 Uhr, Brunnenstraße 38, bei Gnadt.

- Tagesordnung:  
 4. Abrechnung vom 1. Quartal 1889.  
 2. Verschiedene Kasseelegenheiten.  
 Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
 Die Ortsverwaltung.

## Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 27. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.

### General-Versammlung.

- Tagesordnung:  
 Rechenschaftsbericht des Vorstandes, Bericht des Vorstandes, Bericht der Arbeitsvermittlungs- und Berufsausschusskommission. Ergänzung des Vorstandes. Antrag, betreffend Abänderung des Statuts. Antrag, betreffend die Krankenunterstützung. Antrag, betreffend die Unterstützung der streikenden Weißgerber und Steinmehnen. Unterstützungsanträge. Verschiedenes und Fragekasten. Mitgliedsbuch legitimirt.  
 Der Vorstand.

## Allgemeiner Metallarbeiter-Verein Berlins und der Umgegend.

### Große Versammlung

Sonntag, den 28. April, Vorm. 10 1/2 Uhr, im Königsstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72.

- Tages-Ordnung:  
 1. Vortrag des Herrn Ingenieur Planbed. Thema: Licht und Wärme und ihre Anwendung.  
 2. Diskussion.  
 3. Aufnahme neuer Mitglieder.  
 4. Verschiedenes und Fragekasten.  
 Gäste haben Zutritt.  
 Um recht zahlreiches Besuch bittet  
 Der Vorstand.

## Große öffentliche Generalversammlung der Maurer Berlins u. d. Umgebung

Dienstag, den 30. April, Abends 8 Uhr, Konzerthaus Sandjouni, Kottbuserstr. 4a.

- Tagesordnung:  
 1. Die Streikbewegung der Maurer Deutschlands.  
 2. Auf welche Weise ist es uns möglich, günstigere Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu erreichen?  
 3. Gewerkschaftliches.  
 Zur Deckung der Unkosten Teller Sammlung.  
 Der Einberufer.

## Große öffentliche Versammlung der Steinmehnen Berlins

Dienstag, den 30. April, Abends 8 Uhr, in der Tonhalle, Friedrichstr. 112.

Sämmtliche Arbeiter Berlins und der Umgegend werden hierdurch eingeladen.  
 Der Einberufer: Max Fehrmann, Bernauerstr. 26.

## Sozialdemokratischer Wahlverein

für den II. Reichstags-Wahlkreis.

Dienstag, den 30. April, Abends 8 1/2 Uhr, im Königshof, Bülowstr. 37, Versammlung.

- Tagesordnung:  
 1. Vortrag des Herrn Dr. Br. Wille über „Darwinismus und Sozialismus“. 2. Diskussion.  
 3. Verschiedenes und Fragekasten. — Gäste willkommen. — Mitglieder werden in jeder Versammlung aufgenommen, auch werden die Beiträge dort erhoben. — Näheres an den Säulen.  
 Der Vorstand.

## Berliner Arbeiterbibliothek

Herausgegeben von Max Schippel.

Heft 1: Ein sozialistischer Roman. (2. Auflage) Nach dem Amerikanischen von Edward Bellamy. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 2: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung. Von Max Schippel-Berlin. 32 Seiten. Preis 15 Pf.

Heft 3: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. Von Clara Zetkin-Paris. 40 Seiten. Preis 20 Pf.

Am 4. Mai gelangt zur Ausgabe:

Heft 4: Die französische Arbeiterbewegung seit der Pariser Kommune. Von Ossip Zetkin-Paris. 40 Seiten. Preis 20 Pf.

Bestellungen sind zu richten an die bekannten Kolporteurs und Buchhändler oder an den Verlag der „Berliner Volks-Tribüne“, Berlin, Oranienstr. 23.

## General-Versammlung des Wahlvereins

für den 6. Berliner Reichstagswahlkreis

Dienstag, den 30. April, Abends 8 Uhr, Brunnenstraße 38 bei Gnadt.

- Tagesordnung:  
 Vorstandswahl und Verschiedenes.  
 Nur Mitglieder haben Zutritt.  
 Die eingetragenen und noch nicht im Besitz ihrer Mitgliedsarten befindlichen Mitglieder können am Sonntag von 10—12 Uhr bei Nürnberg, Aukamerstr. 49, dieselben in Empfang nehmen; auch werden neue Mitglieder aufgenommen. Ebenso am Dienstag Abend bei Gnadt.

## Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen.

Montag, den 29. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Tunnel, Alte Jakobstraße 75.

- Tagesordnung:  
 1. Vortrag des Herrn Kaudziora über „Schillers ästhetische Erziehung des Menschen“.  
 2. Revision-Wahl.  
 3. Aufnahme neuer Mitglieder.  
 4. Verschiedenes und Fragekasten.

## Große Schneider-Versammlung

der Freien Vereinigung der Schneider Berlins.

Montag, den 29. April, Abends 8 1/2 Uhr, in Deigumiller's Saal, Alte Jakobstr. 48a.

- Tagesordnung:  
 1. Die Vernichtung der freien Konkurrenz durch die großen Kapitalmonopole.  
 Referent: Herr Max Schippel.  
 2. Vereinsangelegenheiten.  
 3. Fragekasten.  
 Zahlreichen Besuch erwartet  
 Der Vorstand.

## Arbeitsnachweis der Maler

früher Ritterstr. 123 bei Sodke, jetzt Dresdenstr. 116 (Restaurant Wendl).

Jeden Abend von 8—9 Uhr (außer Sonnabends) und Sonntags Vormittag von 10—12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung.

Die Bevollmächtigten der Filiale I,

## Der Arbeitsnachweis der Flavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant Pfister. Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10—11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Ich nehme die Verleumdung gegen den Tischler R. Millarg hiermit zurück und muß denselben für einen Ehrenmann erklären.  
 Schmitz.

## Wie ist doch Menschenblut so billig!

Fünf Treppen hoch, dicht unterm Dach,  
Darüber ausgespannt die Drähte  
Des Telegraphen, war sie wach  
Die halben Nächte noch und nähte,  
Und nähte, nähte, fiebernd sink,  
Die schon der Schwindsucht sich're Beute,  
Bis endlich sie der Schlaf umfing,  
Der kurze Schlaf der armen Beute.

Allein sobald der Frührothstrahl  
Umspielte der Kammer Zinnen,  
Sah er sie emsig allemal  
Die Nadel wieder führen drinnen.  
Sie nähte, nähte, blaß und bleich,  
Wie sehr der Körper auch entkräftet,  
Die Augen auf das Arbeitszeug  
Fest auf das Arbeitszeug geheftet.

Die neuerstehende Natur,  
Der Lenz und seine Lobgesänge,  
Sie hörte nichts und nähte mir,  
Ihr hangte vor des Winters Strenge.  
Sie reichte, reichte Stroh an Stroh  
Und durfte keine Zeit verlieren,  
Damit sie, wenn der Sommer wich,  
Nicht fürchten müsse zu erfrieren.

Wie bitter ist das Leben! — Doch  
Beim Glanze der kristall'nen Lampen  
Verspürt man nichts von seinem Joch,  
Beim Schlemmen, Schledern und Schlampampen.  
Die Tausende oft bringen hin  
In Tafelfreuden und dergleichen,  
Für eine arme Näherin  
Da haben sie kein Herz, die Reichen.

Nein, eher drücken sie herab  
Im Preis das Werk der regen Hände  
Und schaufeln so der Armen Grab  
Und tragen bei zu deren Ende.  
Ein Opfer ihrer Thätigkeit  
Und des modernen Barbarismus:  
So starb sie. Keine Thräne weilt  
Ihr der brutale Egoismus.

Ist sie zu besserem Sein erweckt?  
Was gab das Leben ihr das Lorge?  
Still liegt sie vor mir ausgebrecht  
Im rohgezimmert schlachten Sarge.  
Ich denke ihres Hungerlohns,  
Und den, kaum den erhielt sie willig,  
Aus mir hervor spricht's neben Tons:  
„Wie ist doch Menschenblut so billig!“

Leipzig. Bruno Zellheim.

## Wie ein ehrlicher Mensch zum Verbrecher wurde.

Von Ernst Naar.\*)

Es ist ein armeliges Nest, in dem der Weber Buchholz wohnt. Droben im Gebirge liegt, nach der böhmischen Grenze hin. Im Sommer ist es trocken und prasseldür auf dem lahnen Hang, seit die Bauern infolge einer Missernte ihre Wälder niederschlagen ließen, und im Winter pfeift der Wind darüber hin, daß einem die Seele im Leibe gefrieren möchte.

Aber macht schon das ganze Dorf einen armseligen Eindruck, so ist dies mit der eigenen Behausung des Webers noch viel mehr der Fall.

Schon die Bauern haben nichts, aber der Buchholzer hat noch viel weniger als sie, denn es reicht bei ihm nicht einmal zum Allernothwendigsten.

Die windschiefe Hütte steht abseits der Dorfstraße. Eine lückenhafte Hecke umschließt ein kleines Gärtchen, in dem neben einigen Kressen verschiedene Gemüsepflanzen ein kümmerliches Dasein fristen und am Feldrain spielt ein trüffelhafter Knabe mit einem Kaninchen.

Aus dem halb geöffneten Fenster klingt das klappernde Geräusch des Weberschiffchens und hinter den Scheiben wird die hagere, blasse Gestalt des Buchholzers sichtbar, der schon seit vier Uhr Morgens seinem mühseligen Tagewerk obliegt.

Draußen auf der Flur liegt der lachende Sonnenschein des Spätherbstes. Ein frischer Lufthauch dringt in die niedere dumpfe Stube. Wie das der gepreßten Brust doch so wohl thut!

Und in dem Herzen des fleißigen Mannes erwacht der sehnliche Wunsch, einmal einen ganzen Tag draußen herumstreifen zu dürfen — draußen im Wald, wo die Vögel singen und die Bäume so heimlich rauschen.

Aber er weiß diesen Wunsch sofort wieder von sich; ist er doch froh, daß er jetzt ausreichende Arbeit hat, wenn's auch vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht dauert. Ueberdies kommt er ja jede Woche einmal, wenn er die fertigen Waaren zum Fabrikanten trägt, an die frische Luft, und das ist ja genügend.

Und er muß fleißig arbeiten, der arme Weber! Ist doch jetzt der Lohn so gering, daß er kaum zu Kartoffeln und Hering reicht, und das Brot ist auch wieder theurer und die Steuern sind wieder höher geworden, und außerdem ist sein Weib jetzt krank und liegt zu Bett.

Doch der Brave verliert den Muth nicht. Er ist die Noth gewöhnt von Jugend auf; schon bei seinem Groß-

vater und Urgroßvater hat sie gehaust und seine Eltern wußten auch ein artig Liedlein davon zu singen.

Da ist drüben der Nachbar Berger, der ist kränklich und hat fünf kleine Kinder zu ernähren.

Da muß man immer noch Gott danken, wenn man gesund bleibt und Arbeit hat. —

Aber der Herbst ging zu Ende; die Kressen waren erfroren und der Knabe spielte nicht mehr am Feldrain.

Und mit dem Schwinden der schöneren Jahreszeit schwand auch der bessere Geschäftsgang. Drunten in der Großstadt hatte man an den Maschinen theure Verbesserungen angebracht, die sich aber gut rentirten, weil sie die Maschinen bedeutend leistungsfähiger machten.

Gern hätte sich der Arbeitgeber Buchholzer's auch die Verbesserungen angeschafft, aber er konnte das erforderliche Geld hierzu nicht erschwingen, und da die großen Webereien mit den verbesserten Maschinen weit billiger arbeiten konnten als er, blieb von den erwarteten Aufträgen einer nach dem andern aus.

Wenn der Buchholzer jetzt Sonnabends mit den fertigen Waaren im Quersack nach der Fabrik wanderte, wurde er unfreundlicher als sonst empfangen, und wenn er wieder heimkehrte, dann war der Quersack nur halb gefüllt mit Garn.

Der Buchholzer brauchte jetzt nicht mehr früh um vier Uhr aufzustehen, um sich an den Webstuhl zu setzen, er brauchte auch nicht mehr bis gegen Mitternacht zu arbeiten.

Er hätte sich jetzt gar leicht einen freien Tag machen können, um draußen im Walde herumzubummeln, aber er that es nicht. Nicht das schlechte, rauhe Wetter hielt ihn davon ab — nein, er hatte jetzt keine Lust dazu.

Den sorgenschweren Kopf in die Hand gestützt, sah er am Fenster und blickte stumpfsinnig hinaus in die trüffelige Landschaft, in das trüffelige Schnee- und Regenwetter.

Als das Geschäft noch flott ging, hatte er sich einige Markt abgedarbt, aber die waren jetzt längst zum Teufel. Beim Krämer drunten im Dorf hatte er auch schon geborgt, aber der drängte jetzt und wollte sein Geld haben.

Er sollte doch etwas ins Leihamt tragen, hatte ihm der Krämer gesagt.

Ja, du lieber Gott, wenn er nur noch etwas hätte! Das hatte er ja längst gethan, ehe er noch beim Krämer borgte!

Und zu alledem noch das franke Weib, das sich gar nicht wieder erholen wollte!

Der Bezirksarzt kam nur selten, weil er wußte, daß hier nichts zu holen war. Als er das letzte Mal dagewesen war, hatte er dem Manne den guten Rath ertheilt, seiner Frau eine kräftigere Nahrung zu geben — einmal eine Flasche Wein, ein Stück Braten und dergleichen, damit sie sich leichter erholen könne.

Aber der Buchholzer hatte bei diesen Worten ein gellendes Gelächter ausgeschlagen und den Doktor recht mitleidig angeblickt, so daß dieser ärgerlich die Thür zuschlug und draußen etwas von „undankbarem Proletariatsvolf“ murmelte. Seitdem war er nicht wieder gekommen.

Als der Arzt fort war, ging die Kopfhängerei von Neuem los.

Da kam dem Buchholzer ein Gedanke: Wein?! Braten?! Das konnte er seiner Frau zwar nicht verschaffen, aber ein Stückchen Fleisch sollte sie haben.

Er ging hinaus in den Holzschuppen, wo das Kaninchen an einem alten Krautstrunk knabberte, sahte es bei den Ohren und schlug es mit der flachen Hand ins Genick, daß es alle Biere von sich streckte. Dann zog er ihm den Balg ab und weidete es aus.

In der Ecke lag ein kleiner Holzrest, auch einige Kohlen waren noch da. Er entzündete ein Feuer in der Stube, setzte einen Topf mit Wasser an, steckte das Kaninchen in den Topf und warf eine Handvoll Salz hinein.

Dann hielt er einen Augenblick still. Ihm war zu Muth, als ob er seiner Frau ein großes Opfer gebracht hätte, denn er hatte das Thier sehr lieb gehabt.

Als er den blutigen Balg in die Stube brachte, erhob der Krüppel ein lautes Jammergeschrei. Er war untröstlich darüber, daß der Vater seinem einzigen Spielkameraden den Saraus gemacht, und preßte immer und immer wieder die thränenfeuchten Wangen in das weiche, blutige Fell seines Lieblings. Und als ihm die Mutter am Abend einen Bissen von dem Fleische anbot, da warf er ihn trotzig in die Ecke und weinte.

Doch auch dieses Opfer war nicht im Stande, die Noth zu bannen und der Frau zu Kräften zu verhelfen, obgleich das ganze Fleisch für die kranke Mutter aufgehoben wurde und eine volle Woche langte.

Eines Sonnabends kam der Mann müde und gebrochen zurück — der Quersack war leer, die Fabrik hatte den Betrieb eingestellt.

Was nun?

Das war eine schwere Frage.

Eine andere Arbeitsgelegenheit bot sich so leicht nicht — weit und breit keine Industrie, wo er hätte Beschäftigung finden können!

Wohl wußte er, daß die Bauern jetzt im Winter auch keine Arbeit für ihn haben würden, dennoch hielt er

Umfrage bei Allen, aber man wies ihn ab, bald bedauernd, bald grob.

Da besann er sich auf eine Sägemühle drunten im Thal. Die mußte jetzt bei dem hohen Wasserstand doch viel zu thun haben.

Und er machte sich dahin auf.

Als der Sägemüller den armen Weber sah und seine schüchterne Anfrage nach Arbeit hörte, da lachte er roh auf.

„So einen Sperling, wie Du bist, könnte ich gerade gebrauchen; Du erfrierst ja gleich den ersten Tag! — Freilich brauche ich einen Arbeiter, aber einen, der zugreifen kann, nicht so einen Stubenhocker wie Du.“

Als der Buchholzer hörte, daß ein Arbeiter gebraucht wurde, bat er flehentlich als vorher um Beschäftigung, doch der Müller knurrte nur unwillig.

Die Noth macht dreist. Der arme Weber trat auf den Sägemüller zu und wollte bittend seine Hände erfassen, der aber verstand die Sache falsch und versetzte ihm einen Stoß vor die Brust, daß er zur Thür hinausstürzte. Das hatte gerade noch gefehlt, daß sich so ein armer Schluder, so ein nichtsnutziger Leineweber, an ihm vergriff. So eine Frechheit war ihm, dem reichen Sägemüller, noch nicht vorgekommen.

Ueberdies — das wußte er ganz genau — hätten ihn die Müller der Umgegend doch nur ausgelacht, wenn sie erfahren hätten, daß er einen Leineweber im Sägewerk beschäftigte.

Und warum sollte er auch einen Arbeiter beschäftigen, der den Lohn ja doch nicht verdienen konnte, weil er zu schwach war? Das hätten die andern Müller auch nicht gethan. Es gab ja außerdem starke und kräftige Leute genug, die Arbeit suchten. Das Alles hätte sich der dumme Kerl von Leineweber selbst sagen können, und er hatte es ihm ja auch gesagt, warum hörte also der Weber nicht auf ihn und wurde unverschämt?

Es geschah ihm also ganz recht, wenn er hinausgeworfen wurde.

Mit diesen Gedanken beruhigte der Müller sein etwas erregtes Gemüth und setzte seine vorherige Beschäftigung fort.

Draußen im Hausflur raffte sich der Buchholzer auf und wandte dann über den Hof, von dem wüthenden Gekläff der Kettenhunde verfolgt.

Als er heimkam, erzählte er seinem Weibe nichts von diesem Vorfall, um die Kranke nicht noch mehr aufzuregen. —

Da trat endlich Frost ein, und auf den Frost folgte dichter Schneefall.

Das war Hilfe in der Noth — zum Schneeschippen wählte man die Leute nicht erst aus, da wurde jeder genommen, der sich meldete.

Und der Buchholzer fand Arbeit.

Mit Schippe und Schaufel beladen, zog er mit einem Trupp anderer Arbeiter hinaus auf die vom Sturm gefegten Landstraßen und arbeitete redlich, so daß ihm trotz der Kälte der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne rann.

Was man mit Schneeschippen verdient, das ist bekanntlich nicht so viel, daß eine Familie davon leben könnte, auch wenn keine Krankheit in derselben herrscht.

Mit dem Schnee war die Kälte gekommen, und in der alten, halb haufälligen Hütte des Webers pfiß der Wintersturm gar eifrig durch die zahlreich vorhandenen Löcher und Lücken.

In der Stube stand zwar ein kleiner Hunderofen, aber es fehlte an Holz und Kohlen, um ihn zu heizen.

Einmal war der Buchholzer in heller Mondnacht mit einer kleinen Säge hinausgegangen in den Wald, um irgendwo vielleicht ein dürres Bäumchen oder einen Ast abzuschneiden, aber er wäre beinahe im Schnee stecken geblieben und mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren, wenn er nicht sein Leben auf's Spiel setzen wollte. —

Am nächsten Tage wanderte die Arbeiterkolonne hinunter in das Thal, wo die Sägemühle kreischte, um einen verschneiten Postwagen auszugraben.

Im Hofe der Mühle lagen Bretter und Stangen und Klöße wirt umher — eine ganze Menge Holz, mit der man gar viele Stuben hätte erwärmen können.

Dem Buchholzer kam der Gedanke den ganzen Tag nicht aus dem Kopf und als die Kolonne am Abend heimkehrte, machte er den Leuten. Ganz wie von ungefähr verlor er seine Schaufel, aber er merkte es absichtlich nicht, um dann einen Vorwand zum Zurückbleiben zu haben. Der Plan glückte. Als er seine Schaufel wieder geholt hatte, waren die Andern ein gutes Stück voraus.

An der Sägemühle angelangt, bekam er doch Gewissensbisse, aber da lag ein ziemlich starker Klotz etwas weit anherhalb — der mußte wohl vergessen worden sein; er war ja auch schon stark übersehnt.

Noch ein kurzes Zögern, dann siegte die Noth und der Buchholzer wanderte mit dem Klotz nach Hause.

Wie lustig prasselte am Abend das Feuer im Ofen, wie behaglich warm war es in dem engen Stübchen!

Seiner Frau hatte er gesagt, er habe den Klotz gefunden, und sie hatte sich dabei beruhigt.

Aber der kleine Vorrath ging bald zu Ende und die Kälte trat wieder gebieterisch auf.

\*) Mit Erlaubniß des Verfassers aus dem „Volksfreund“, Dresden, den wir schon oft empfohlen haben.

Fast unbewußt wanderte der Buchholzer wieder nach der Sägemühle, aber diesmal lag kein Klotz außen an der Straße.

Aber drüben überm Hof, an der Gartenmauer, lagen eine ganze Menge Klöße. Wenn er sich behutsam an der Mauer hinschlich, konnte er wohl einen erlangen.

Er that es — und diesmal war es kein Verderben. Ein Hund schlug an — die Gefellen, die seit dem Verschwinden des Klotzes auf der Hut waren, sprangen herzu und faßten den Dieb.

Rauhe Fäuste packten ihn im Gesicht und am Arm und unter lautem Johlen wurde er in die große Herrenstube geführt.

Der Müller war hoch erfreut, daß man den Dieb erwischt, aber auf seinem Gesichte malten sich Erstaunen und Entrüstung zugleich, als er den Uebeltäter erkannte.

Das war ja derselbe Lumpenkerl, der neulich in so frecher Weise Arbeit von ihm begehrt hatte! Na, dem wollte er's schon anstreichen.

Seine erste Absicht war, den Dieb tüchtig durchhauen zu lassen, aber da hätten schließlich die Leute drüber geredet, und wenn der Weber dabei Schaden genommen hätte, konnte er, der reiche Sägemüller, schließlich selbst mit auf die Anklagebank kommen. Außerdem wäre so eine Handlungsweise auch undürftlich gewesen.

Aber wozu brauchte er sich denn auch solchen möglichen Unannehmlichkeiten auszusetzen und sein Gewissen zu alterieren? Wozu gab es denn einen Staatsanwalt, bei dem man Anzeige machen konnte und der dann das Weitere besorgte? Der Staat mußte ja das Eigentum seiner Bürger beschützen.

Diese Idee war entschieden die vernünftigste. Das war korrekt gehandelt und kein Mensch konnte ihm darüber einen Vorwurf machen, ja es war gewissermaßen seine Bürgerpflicht, den Verbrecher seiner Bestrafung zuzuführen. Erst wollte er ihn in die Scheune sperren, aber der schlechte Mensch konnte ihm schließlich die Scheune anzünden, oder — er konnte auch darin erfrieren, und das wollte er schließlich doch nicht.

Er kannte ihn ja und da war es das Einfachste, wenn er ihn heimgehen ließ. Entwischen konnte ihm der Spitzbube ja doch nicht.

Er gab jedem der Häcker einen großen Schnaps und ein Trinkgeld noch extra, dann jagte er zu dem zerknirschten Buchholzer, der in namenloser Angst dagestanden hatte:

„Wir sehen uns wieder! Für jetzt geh' heim, Du — Spitzbube!“

Bei diesem Worte brach der Unglückliche zusammen, aber die Gefellen schleppten ihn hinaus und in der kalten Winterluft kam er wieder zu sich.

Draußen lehnte er sich an einen Baum; ihm wirbelte es im Kopfe und er mußte seine Gedanken erst sammeln. Es war ein schreckliches Erwachen. Wie ein Betrunkener schwankte er heim und legte sich in's Bett. Als er am nächsten Morgen zur Arbeit aufstehen wollte, lag's ihm wie Blei in den Gliedern und er mußte liegen bleiben.

Der Müller aber ließ am nächsten Morgen den Schlitten anspannen, schlüpfte in seinen dicken Pelz und fuhr mit der zufriedensten Miene von der Welt nach der Stadt.

Vor dem Hause des Amtsrichters hielt das Gefährt. Der Müller übergab die Zügel seinem Johann, schüttelte sich und pufete laut und trat dann ins Haus.

Ein schmales Dienstmädchen öffnete ihm und fragte nach seinem Begehre. Anfangs wollte sie ihn abweisen, denn der Herr Amtsrichter habe augenblicklich keine Amtsstunden, als ihr aber ein blankes Markstück in die Hand gedrückt wurde, schwanden diese Bedenken und sie führte den freigebigen Herrn in das Spechzimmer ihres Herrn.

Der Herr Amtsrichter machte zwar ein griesgrämiges Gesicht, aber der Fremde war nun einmal da und da er zu den angeseheneren Personen der Umgegend gehörte, konnte er ihn nicht gut abweisen.

Er hörte mit gleichgültiger Amtsmiene den Bericht des Müllers an — es war nur ein gewöhnlicher Fall, der für ihn kein größeres Interesse hatte, aber es war seine Pflicht, die nöthigen Schritte einzuleiten, und er kam seiner Pflicht nach.

Der Müller lud ihn ein, im „Rothem Ochsen“ eine Flasche Wein mit ihm zu trinken, doch der Herr Amtsrichter schlug die Einladung aus, nur eine respektvoll angebotene Prieße glaubte er nicht ablehnen zu dürfen.

Als der Müller heimfuhr, ging die Sache schon ihren Gang.

(Schluß folgt.)

## Zur Lage der russischen Industriearbeiter.

### IV.

c.-n. Sehen wir die Liste der Gefahren und ihrer Opfer fort!

Die Werkstätten der großen Gießerei von Obuchowstaja in Petersburg, welche 2000 Arbeiter beschäftigen, sind mit Thon- und Schieferstaub erfüllt. In der Glashütte des Fürsten Menschikoff (Klin) wird noch ganz primitiv gearbeitet, Kieselquarz, altes Glas und Kalk werden mit Handhämmer pulverisirt, das Durchsieben der Materialien geschieht in einem Raum, der jeder Ventilation ermangelt. Nach der Aussage eines Beamten der Fabrik weist deren Personal „keinen einzigen gefunden Menschen auf“. Die Arbeiter der Schmiedewerke für Eisen- und Kupfergüter schaffen in Räumen, deren Wände dick mit Metallstaub belegt sind. Alle Feilenhauer des Departements Wladimir sterben an der Schwindhucht, selten daß die in

den betreffenden Fabriken Beschäftigten über 30 Jahre alt werden, viele sterben schon als Kinder an Lungenkrankheiten. Das Gleiche gilt von den Arbeitern der Nadelfabrik im Departement Njasan, die jährlich 80 000 Nadeln produzirt.

Mörderisch sind auch die Verhältnisse, unter denen die Arbeiter der Webereien von Klin schaffen. Professor Erdmann sagt von den Webern der dortigen Fabriken: „Die Ernährung ist schlecht. Ihr Teint ist erdfahl, alle tragen den Stempel einer unbeschreiblichen Ermüdung auf den Zügen. Alle Arbeiter altern schnell, wie besonders an den Frauen ersichtlich, welche durchgehend blutarm sind. Den jammerhaftesten Anblick bieten unzweifelhaft die Kinder; obgleich sie eine relativ leichte Arbeit haben, welche keine große Körperkraft erfordert, sind sie doch sämtlich erschöpft, bleich, hohlwangig, und man begegnet unter ihnen Gestalten, die buchstäblich wie Märtyrer aussehen.“ Noch weiter haben es in den Textilfabriken von Bereisk die Arbeiter gebracht, welche „aussehen, als ob sie von den Todten oder von einem schweren Typhus aufstünden.“

Nicht besser sind die Arbeiter der Filzfabriken daran, welche in Folge eines jähen Temperaturwechsels und der herumliegenden Filzstaubtheilchen bei Mangel an Ventilation fast durchgehend an Kopf- und Brustschmerz, chronischem Lungen- und Kehlkopfkatarrh, Lungenerweiterung, Schwindhucht u. leiden. In den Zuckerraffinerien und Ziegelbrennereien sind die Arbeiter in einer so hohen Temperatur beschäftigt, daß Mühe und Haare nicht selten versengen. Der Fabrikant will nämlich die Hitze des Ofens nicht vergehen lassen, so müssen z. B. die Ziegel herausgenommen werden, wenn der Ofen noch 70—80 Grad Celsius hat, um sofort eine neue Schicht einlegen zu können. Die in den Färbereien verwendeten Frauen arbeiten bei 50 Grad Reaumur, die Glasbläser gleicherweise. Minenarbeiter, Fischer und Schiffsnächte arbeiten dagegen bei der denkbar niedrigsten Temperatur.

Wie wenig die russischen Fabrikanten bei der Einrichtung der Werkstätten und bei der Organisation der Arbeit auf die Gesundheit der Arbeiter Rücksicht nehmen, zeigen besonders verschiedene Zündhölzchenfabriken, in denen zur Mehrzahl Kinder beschäftigt sind.

Eine Fabrik von Phosphorzündhölzchen, in der Nähe von Petersburg gelegen, besteht aus einem steinernen Gebäude und einer jammerhaften Holzbaracke. Letztere enthält zwei Werkstätten, die durch eine dünne Bretterwand geschieden und fast dunkel sind, da sich die Fenster unmitttelbar über dem Bodenniveau befinden. Die Räume haben nicht die geringste Ventilation, obgleich ihre Atmosphäre mit Schwefel- und Phosphordämpfen geschwängert ist. Die Kinder und jungen Leute, welche in einer der Werkstätten die Zündhölzchen in Schachteln verpacken, erhalten pro 100 Duzend 40 Kopelen und können im Tag höchstens 120 Duzend verpacken. Der Arbeitsinspektor berechnete, daß jedem Arbeiter pro Minute 250—500 Hölzchen durch die Hände laufen. Die Arbeiter, welche in der zweiten Werkstätte die Zündhölzchen auf Bahnen legen, verdienen ungefähr gleichviel für ihre langsame Vergiftung. In den Arbeitsräumen, die in dem steinernen Gebäude gelegen sind, ist die mit Phosphordämpfen getränkte Atmosphäre noch unerträglich, denn hier wird der Phosphorbrei auf einem offenen Feuer gekocht. Die hier selbst beschäftigten Arbeiter werden mit 70—80 Kopelen entlohnt, dafür haben sie jedoch für ihre Beköstigung zu sorgen.

Etwas weniger gefährlich, dafür um so schwerer ist die Arbeit in einer benachbarten Fabrik schwedischer Zündhölzchen. Die Hölzchen werden auf drei Schnitzbänken gespalten und zugeschnitten, welche durch sechs Arbeiter bedient werden. Früher wurden zwei Schnitzbänke durch ein Pferd in Bewegung gesetzt, als sich dasselbe jedoch als zu schwach erwies, drei Schnitzbänke im Gang zu erhalten, ersetzte der Besitzer den Gaul durch sechs Mann. Jeder Arbeiter liefert also ein Viertel Pferdekraft und erhält hierfür pro Tag 50 Kopelen und keine Beköstigung. Auch hier sind es vorzugsweise Kinder des zartesten Alters, welche die Zündhölzchen aussuchen, verpacken, welche die Reibfläche der Schachteln mit einer Phosphorlösung bestreichen. Ihr Verdienst schwankt zwischen 20 und 35 Kopelen. Die Fabrik wird nicht geheizt, „damit die Arbeiter fleißiger sind“. Die Schachteln werden von jungen Mädchen zu Hause gefertigt, dieselben müssen den nöthigen Leim selbst liefern und ein Pfand lassen, das mehr werth ist als das ihnen anvertraute Material. Für die Herstellung 1000 ediger Schachteln wird 40 bis 50, für das 1000 runder Schachteln 80 Kopelen gezahlt. 75 Prozent der in der Fabrik beschäftigten Arbeiter waren Kinder, deren Alter nicht festgestellt, auch nicht aus den Kindern herausgefragt werden konnte! Die übliche Arbeitszeit betrug im Minimum, ohne Unterschied des Alters, 14 Stunden pro Tag. Da die meisten Arbeiter weit von der Fabrik wohnen, essen sie in den vergifteten Werkstätten, ohne die geringsten Sicherheitsmaßregeln zu nehmen, ja gewöhnlich sogar, ohne sich die Hände zu waschen.

Im höchsten Grade ungesund sind auch die Verhältnisse in den Zuckerraffinerien der südöstlichen Provinzen. Trotz der hohen Strafgebühren desertiren daselbst meist im ersten Monat 12—19 Prozent der angeworbenen Arbeiter. Wer mit Waschen der Rüben beschäftigt, steht Tag aus Tag ein in eiskaltem Wasser, wer dagegen beim Sieden und Raffiniren zu thun hat, muß nackt bei unerträglich hoher Temperatur arbeiten.

Anderer Fabriken haben keine Ventilation, sind mit Kalkstaub und den Gerüchen noch nicht gereinigter Knochen erfüllt.

In den Fabriken chemischer Produkte sind die Verhältnisse so unerträglich, daß sogar die russischen Arbeiter

nicht mehr in ihnen arbeiten wollen, das Arbeitspersonal muß aus Spelunken der schlimmsten Art, aus dem Lumpenproletariat und entfernten Gegenden zusammengetrommelt werden. Regel ist auch für diese, durchgängig für die Gesundheit höchst schädlichen Betriebe, daß nicht die geringsten Schutzmaßregeln bestehen, um die mit der Produktion verbundene Gefahr zu vermindern. Ventilation ist fast nirgends in den betreffenden Fabriken anzutreffen, die Luft ist mit Chlorhydrat, Stickstoff, Schwefelsäure-Dämpfen, Arsenikdünsten u. überfüllt, so daß das Athmen fast zur Unmöglichkeit wird. Als der Fabrikinspektor Bogogow die Fabrik chemischer Produkte von Schlippe zu Bereisk besuchte, war er und sein Sekretär während zweier Tagen leidend, sein Kutscher, welcher in das Bleizimmer gedrungen, in welchem Schwefelsäure hergestellt wird, litt sofort mehrere Tage an heftigem Zahnweh. Die Ausdünstungen der verschiedenen bei der Produktion verwendeten Gifte sind so stark, daß rings um die Fabrik die Vegetation verkümmert ist. In den Fabriken für arsenikhaltige Produkte steht die Vergiftung des Arbeiters von vornherein für diesen, wie für den Besitzer fest. Zu Vorsichts- und Schutzmaßregeln ist es noch nie gekommen. Sowie die Arbeiter der Fabrik die Defen öffnen und die Muffeln zerbrechen, zeigen sich die ersten Symptome der Arsenikvergiftung. Jede Operation des Produktionsprozesses ist von einer längeren Pause gefolgt, während welcher der Arbeiter sich wieder etwas erholen und zu sich selbst kommen kann. Die Verwaltung der Fabrik muß täglich jedem Arbeiter einen großen Topf Milch verabreichen lassen, trotzdem werden alle früher oder später ein Opfer der Arsenikvergiftung, und Janschul bemerkt ganz richtig zu seinem Bericht, „daß jeder Gegenstand, der aus dieser Fabrik hervorgeht, ein Stück menschlichen Lebens mit fort nimmt.“

Die Arbeiter der Spiegelfabriken, welche die Staniolbelege herstellen, leiden ohne Ausnahme an chronischer Quecksilbervergiftung. Kurze Zeit nach ihrem Eintritt in die Fabriken verfällt ihr Aeußeres, die Hautfarbe wird gründlich fahl, das Zahnfleisch schwillt an, die Verdauung wird schlecht, es zeigt sich Speichelfluß und Händezittern. Das Arbeitspersonal der Porzellan- und Steingutfabriken wird durch das bei der Emailirung verwendete Bleisalz vergiftet. In der Bleiweißfabrik des Herrn Orfowetsky zu Moskau sind sämtliche Arbeiter von der Bleikolik befallen, welche so schnell unter ihnen aufträumt, daß die inspizierende Gesundheitskommission binnen zwei Monaten dreimal vollständig neues Personal vorfand. In anderen Fabriken chemischer Produkte konstatirten die Fabrikinspektoren, daß die Arbeiter mit eiternden Wunden bedeckt waren. Im Allgemeinen zeigte sich, daß das in gesundheitsgefährlichen Industriezweigen beschäftigte Arbeitspersonal chronischen Luftröhren- und Lungenkrankheiten, Verdauungsstörungen und dem Knochenfraß zum Opfer fiel.

Außerst gesundheitsgefährlich ist ferner auch die Arbeit in den Naphthalin- und Halbinsel-Abfahronsky. Die Arbeiter stehen oft bis über die Kniee in der Flüssigkeit, werden am ganzen Körper mit ihr betropft und leiden in der Folge an sehr schwer heilenden Geschwüren.

In anderen Industriezweigen wird die Gesundheit des Arbeiters weniger durch die Miete zu Grunde gerichtet, in der er schafft, als durch die Art und Weise der Bewegung, deren Dauer und Intensivität, durch die Stellung u., welche zu Mißbildungen, Bewegungsstörungen, Verkümmern u. führen. Zu den anstrengendsten und aufreibendsten Arbeiten gehört die der Ziegelformer und Ziegelpreßer. Der russische Ziegelformer, welcher im Afford arbeitet, liefert pro Tag zirka 750 Ziegel, d. h. mehr als einen pro Minute, er muß also in jeder Minute 12 verschiedene mechanische Bewegungen ausführen (darunter eine 12 Pfund schwere Keule heben) und giebt sicher das Maximum, deren eine lebendige Maschine an mechanischen Bewegungen fähig ist. Der Ziegelpreßer fertigt täglich 2000—3500 Ziegel, für jeden Ziegel bedarf es 10 bis 15 Schläge, der Arbeiter macht also täglich von 20 bis 40 000 Schläge, seine Bewegungen sind folglich zweimal so schnell wie die eines Uhrpendels. Was Wunder, wenn der Bauer nach solcher Arbeit als Krüppel, als gebrochener Mann in sein Dorf zurückkehrt.

So wenig wie sich der russische Fabrikant um eine hygienische Einrichtung der Arbeitsräume, um wenig schädlichere Arbeitsbedingungen im allgemeinen kümmert, so wenig sorgt er natürlich auch für Schutzvorrichtungen, welche die Arbeiter gegen Unfälle durch die Maschinen sicher stellen. In den engen Arbeitsstätten sind in der Regel so viel Menschen zusammengesperrt, daß die geringste Unachtsamkeit genügt, den oder jenen von einer Maschine zermalmen zu lassen. Ein Fabrikinspektor fand z. B., daß die Passage zwischen zwei im Gang befindlichen Maschinen 28—42 Centimeter breit war, die Regelregulatoren funktionirten oft in der Höhe des Kopfes der Arbeiter, in Oel- und Textilfabriken konnten die Hände der Leute jeden Augenblick zerquetscht werden.

## Wohlfahrtseinrichtungen.

Nach dem Bericht des Badischen Fabrikinspektors für das Jahr 1888.

kr. Sehr lehrreich darüber, was es mit den „Wohlfahrtseinrichtungen“ der Fabrikanten auf sich hat, ist der Bericht des badischen Fabrikinspektors für jeden, der dieselben noch nicht in ihrer wahren Natur kennen sollte.

Durch die anarchische Wirtschaftsweise, durch die schrankenlose Konkurrenz, durch das gegenseitige Unterbieten,

das zum großen Theil auf Kosten der Lebenshaltung der Arbeiter geschieht, sind die Löhne in vielen Betriebszweigen so weit herabgedrückt, daß ein Arbeiter von seinem Arbeitsverdienst eine Familie nicht mehr ernähren kann. Nur wenn er mit der Frau und einer Anzahl Kinder in die Fabrik geht, kann er allenfalls bestehen.

Weil nun aber Kinder im arbeitsfähigen Alter nicht von den Vätern gepflegt werden können, sondern in den Familien erzogen werden müssen, und da diese Kindererziehung die Frau auch vom Arbeiten in der Fabrik abhält, so macht jede Familie, der Kinder bescheert sind, eine Zeit von 12 bis 15 Jahren durch, in welcher der erreichbare Verdienst zur Ernährung der Familie nicht hinreicht, sie also verderben müßte, wenn ihr nicht andere Hilfe kommen würde. Um den Fabrikbetrieb aufrecht zu erhalten, kann man den Stamm der Arbeiter nicht aussterben lassen. Es müssen also Vorkehrungen getroffen werden, um solche nothleidende Familien durchzubringen.

Dies geschieht, indem man einem Theil der Arbeiter Gelegenheit schafft, für billigeres Geld zu leben, als wenn sie vereinzelt wirtschaften, daß man sie theilweise zu Genossenschaftswirtschaften unter Aufsicht der Fabrikanten verbindet, gemeinsame Mittagstische, gemeinsame Beschaffung von Lebensbedürfnissen einrichtet. Auch kann die vom Fabrikanten geleistete Lieferung von Wohnungen zu einem niedrigeren Preise, als es im Privatverkehr geschieht, hierher gerechnet werden. Auch hierdurch wird in erster Linie erreicht, daß die Arbeiter billiger leben und darum arbeiten können.

Bei einem großen Theil der Arbeiter ist während der Zeit der Kindererziehung der Verdienst sogar so geringe, daß geradezu Geldunterstützungen oder andere Zuzahlungen gegeben werden müssen.

Würde man die Löhne so festsetzen, daß auch die Familien, welche noch nicht die Kinder so weit erzogen haben, daß sie mitarbeiten können, vom Verdienst des Vaters ohne Almosen leben könnten, so würden freilich auch für die besser gestellten Familien, wo die Kinder schon mitarbeiten, die „Wohlfahrts-Einrichtungen“ überflüssig sein, aber das, so sagt man, erlaubt die heutige Geschäftslage nicht. Es ist entschieden für den Fabrikanten vorteilhafter als auskömmliche Löhne zu zahlen, wenn er den einen Theil der Arbeiter zwingt, in seinen „Wohlfahrts-Einrichtungen“ auf billigerem Fuße zu leben und so mit niedrigeren Löhnen sich durchzubringen, und dem Theile, der auch dann nicht leben kann, einen baaren Geldzuschuß über den eigentlichen Lohn hinaus giebt. Wir werden gleich zahlenmäßig sehen, wie der Fabrikant bei diesem Verfahren Geld erspart.

In dem vorigen Aufsatze über den Bericht des badischen Fabrikinspektors haben wir schon angeführt, daß ein Herr C. ten Brink aus Arlen, seines Zeichens ein Baumwollen-Spinner und Webereibesitzer, einen besonderen Aufsatz über seine Fabrikanlagen dem Berichte des Fabrikinspektors angefügt hat. Er will in demselben sich selbst in ein möglichst glänzendes Licht stellen. Er hält seine Einrichtungen, die er getroffen hat, um die bei ihm beschäftigten Arbeiter möglichst hoch auszunutzen zu können, für sehr edle, menschenfreundliche Bestrebungen, die Lage der Arbeiter zu verbessern oder möchte wenigstens der Welt glauben machen, daß er von reiner Humanität dabei geleitet sei. Doch sprechen die von ihm selbst mitgetheilten Thatsachen den wahren, selbstständigen Charakter der „Wohlfahrts-Einrichtungen“ so deutlich aus, kennzeichnen die elende Lage seiner Arbeiter so, daß wir weiter nichts nöthig haben, als den Herrn selbst reden zu lassen. Herr ten Brink hat eine Tabelle aufgestellt, in welcher von 17 Arbeitern seiner Fabrik die „Verdienstlage“ verzeichnet ist. Er nennt uns zwei „besser situierte Arbeiter“. Die eine Familie ist kinderlos, Frau und Mann arbeiten und verdienen zusammen in 14 Tagen 51 Mark. In der anderen arbeiten Frau, Mann und ein Kind, sie verdienen zusammen in 14 Tagen 60 Mark.

Dann kommen 5 Familien in „normaler“ Lage. Die Frau und theilweise die Kinder, d. h. Personen von 22 bis 15 Jahren arbeiten mit und bilden einen Haushalt.

Ihnen folgen 5 Familien, in welchen zwar schon ein Theil der Kinder mitarbeitet, aber noch ein Theil unerzogen ist. Herr ten Brink nennt diese noch „durch Kinderarbeit in ordentlichen Verhältnissen.“

Nun kommt aber die 4. Klasse, ebenfalls 5 Familien, in welchen es noch keine mitarbeitende Kinder giebt. Sie können ohne Almosen nicht leben und müssen außer freien Eisenportionen noch 8 bis 13,50 Mark vierzehntägige Zulage erhalten, um durchzukommen.

Herr ten Brink sagt zu dieser Tabelle:

„Unsere Tabelle zeigt einige Beispiele von Arbeiterfamilien, die durch Verdienst ihrer Kinder in ganz ordentlichen Verhältnissen leben, eine davon besteht sogar einzig durch die Arbeit der Kinder.“ Mehrere der angeführten Familien waren bis vor Kurzem in bedrängter Lage, weil die Kinder noch zu klein und arbeitsunfähig waren. Sie gehen alle einer guten Zukunft entgegen, sie werden nun alle sparen und Geld anlegen können.“

Die 4. Kategorie besteht aus Familien, die keine mitarbeitenden, sondern lauter verdienstlose Kinder haben und sich in dürftiger Lage befinden. Die Anzahl der Kinder ist 3, 5 und 6, aber alle sind noch schulpflichtig und arbeitsunfähig. Solche Familien sind entschieden nicht im Stande, sich nur einigermaßen ordentlich zu ernähren und zu leben. Sie sind im vollen Sinne des Wortes unterstützungsbedürftig, denn obwohl gesund und arbeitsfähig reicht ihr Lohn nur bis 6,10, 5,40, 5,00, 3,40 Mark per Kopf und (14 tägige) Zahlung.

Man hat es hier effektiv mit dem puren Elend zu thun, die Arbeit kann den Arbeiter nicht mehr ernähren, äußere Hilfe ist nothwendig.“

Herr ten Brink erzählt nun, wie er durch Geldzulagen, durch Verabreichen von kräftiger (?) Mittagssuppe mit Fleisch, (wir werden bald sehen, wie der Herr Fabrik-

inspektor über die „Kräftigkeit“ der Suppen urtheilt) Bezahlung von Hausmieten diese unglücklichen weißen Sklaven aufbessert, damit sie nicht verhungern.

Er geht dabei aber nicht so weit, daß die Leute nun sich satt essen können. Er bewahre! Da würden sie zu übermüthig werden. Er sagt wörtlich weiter:

„Mehr kann man kaum thun, denn die Hilfe übersteigt in mehreren Fällen den Verdienst des Arbeiters. Dieser befindet sich trotz aller Hilfe wirklich noch in schwieriger Lage, sollte aber nach unserer Ansicht diese Lage doch noch etwas empfinden und nicht schon gänzlich durch äußere Hilfe mit den Anderen gleichgestellt werden.“

So, da ist es klipp und klar gesagt, dafür, daß der Arbeiter eine Familie gründet und dem Herrn Fabrikanten weiteres Ausbeutungsmaterial heranzüchtet, muß er „seine Lage empfinden.“ Lohn zum Leben für die Familie erhält er nicht, auch die „Almosen“ werden nur knapp zugemessen. Ist so die Familie durch jahrelanges Elend geistig und körperlich gebrochen, ist den schlecht genährten Kindern, die um die Noth zu beenden möglichst früh in die Fabrik gebracht werden müssen, auch schon Geist und Körper verkümmert, dann ist der Herr Fabrikant sicher, sich einen Arbeiterstamm herangezogen zu haben, der die Hungerpeitsche kennt und gegen dieselbe nicht mehr lödt. Diese Arbeiter sind dann auf Befehl glücklich, zufrieden und sie sparen! O Gipfel der verworfenen Heuchelei! Solche Menschen sprechen von Zivilisation und Humanität! Worin unterscheiden sie sich eigentlich von afrikanischen Sklavenhändlern? O! Herr ten Brink findet: „die Anzahl hilfsbedürftiger Familien ist im Verhältniß zu denjenigen, die durch eigene Arbeit gut situiert sind, nicht sehr groß, erfordert aber doch zur wirklichen Hilfe erhebliche Mittel.“ Nicht „sehr groß“! Man höre! von 282 Familien sind nur 55 so auf Hunger gesetzt, nur 20 pSt., nur etwa ein Viertel Aller. Das ist doch nicht viel! Und Herr ten Brink verwendet für dieselben 9000 bis 10 000 Mark jährlich! Dafür betrachtet er sich als einen Wohlthäter der Menschheit. Freilich, wenn er den Arbeitern soviel zahlen müßte, daß auch die unglücklichen Familien, die Kinder großziehen, davon leben können, dann müßten seine Löhne um etwas mehr als 50 Prozent erhöht werden, das würde ihm eine Ausgabe von etwa  $282 \times 20 = 5640$  Mark in der Zahlung machen. Der höchste Lohn, den bei Herrn ten Brink ein Mann in 14 Tagen verdient, beträgt nämlich 34 Mark. Das sind wohl sogenannte „Meister“ die diesen Lohn erhalten. Ein „Zimmermann“ erhält nur 30 Mark, ein Tagelöhner nur 19 bis 20 Mark in 14 Tagen!

Da er nun nur 9 bis 10 000 Mark jährlich für Almosen verbraucht, damit ein Viertel seiner Arbeiter nicht verhungert bei den von ihm gezahlten Löhnen, so macht mit seiner „Humanität“ Herr ten Brink ein „Geschäft“ von  $26 \times 5640 = 10 000 = 136 640$  Mark. Das ist doch eine „Humanität“, die sich verlohnt! Da kann man auf dem Markte die Preise drücken und noch ein ganz Stück dabei verdienen.

### Arbeiterfreundlicher Staatsbetrieb.

Daß beim Lokomotivpersonal der preussischen Staatseisenbahnen nichts weniger als befriedigende Verhältnisse obwalten, ergibt sich aus folgender Darstellung.

Das Gehalt der Heizer beträgt 900 bis 1200 M. Ein Heizer aber kann erst nach circa 14 Jahren darauf rechnen, Lokomotivführer zu werden. Alsdann erhält er 1200 M. und von 3 zu 3 Jahren eine Zulage von 100 M. bis zu 1800 M.

Der Dienst des Lokomotivpersonals aber ist so anstrengend, daß nur bei ausnahmsweise guter Gesundheit ein Lokomotivführer bis zum 55. Lebensjahr im Dienst bleiben kann.

Lokomotivführer und Heizer müssen sich schon mindestens eine Stunde vor Abgang des Zuges bei der Maschine einfinden, um dieselbe zu revidiren und zu ölen. Ebenso haben sie nach Ankunft auf der Station noch mindestens eine Stunde zu thun, um die Maschine mit Kohlen und Wasser zu versehen und das Feuer von Schlacken zu befreien. Sie haben dabei auch die Maschine zu revidiren und kleine Reparaturen auszuführen. Außerdem muß der Kessel der Lokomotive alle zehn Tage vom Kesselstein gereinigt werden.

Dies kann nur an einem Ruhetag geschehen und sind hierzu in der Regel 4 bis 5 Stunden erforderlich. Bei einem Dienstrurnus von 10 Tagen aber ist nur der 6. Tag und der 10. Tag ein Ruhetag.

Unmittelbar an den Zugdienst schließt sich der Reservendienst an. Derselbe besteht darin, daß einem liegengelassenen Zug Hilfe oder einem stark belastetem Zuge Vorspann zu leisten ist. Je stärker der Güterverkehr ist, desto später werden die Reservemaschinen in Anspruch genommen. In Folge der steten Vermehrung des Güterverkehrs, mit welcher die Vermehrung des Personals durchaus nicht Schritt gehalten hat, ist es nicht selten, daß die Tagesreserve mit dem voraus gegangenen Zugdienst bis zu 46 Stunden ausgedehnt wird, ebenso der darauf folgende Zugdienst mit daran sich anschließender Nachreserve mindestens 32 Stunden umfaßt.

Während dieser Zeit kommt das Personal, den Aufenthalt auf der Endstation ausgenommen, wenig oder gar nicht von der Maschine. Im Gegensatz zu dem übrigen Fahrpersonal, welches während der Fahrt die Kuppees aufsuchen kann, bleibt das Lokomotivpersonal den Unbilden der Witterung ausgesetzt.

Welches Maß von körperlicher Anstrengung der Dienst als Heizer erfordert, ergibt sich daraus, daß auf einer

Tour von Berlin nach Stendal und zurück der Heizer je nach der Witterung und der Stärke des Zuges mindestens 50 bis 70 Centner Kohlen zu schaufeln hat, mitunter noch mehr.

Wiederholt hat man schon in diesen Kreisen die Bitte ausgesprochen um Kürzung der Arbeitszeit, da bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen ein Einschlafen während des Dienstes in Folge körperlicher Ueberanstrengung nicht als ausgeschlossen erachtet werden könnte.

Aus München berichten die Münchener „Neuesten Nachrichten“ anlässlich eines Zusammenstoßes zwischen dem Regensburger Schnellzug und der Dampfstrambahn:

Man war versucht, dem dort stationirten Bahnwärter die Schuld zuzuschreiben.

Wir haben uns um die an dem fraglichen Bahnwärterposten stehenden Verhältnisse erkundigt und können nun folgende, geradezu ungläublich klingende Details melden:

Der dortige Bahnwärter hat täglich ununterbrochen 20 Stunden Dienst und zwar von früh 1/4 Uhr bis nachts 1/2 12 Uhr. Dienstreis hat er jeden zweiten Sonntag von früh 6 bis Mittags 12 Uhr.

Daß sich ein Mensch bei täglich vier Stunden Schlaf nicht erholen kann, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dabei hat er nicht nur die verkehrsreiche Nymphenburgerstraße, sondern auch noch die Huttenburger- und Kasernstraße zu bedienen. Täglich verkehren dort 24 (im Sommer 30) Züge und dazu kommen noch häufig Extrazüge; daneben muß der Bahnwärter seine Strecke kontrolliren, fahrbar erhalten, Schnee räumen und dergleichen.

Auch der frühere Bahnwärter, der 20 Jahre auf dem Posten war, klagte über diese heillose Ueberbürdung, welcher er auch zum Opfer fiel; er wurde beim Ueberschreiten der Geleise zusammengefahren.“

Man sieht, der Staat nutzt heute seine Arbeiter genau so gründlich, ja oft noch gründlicher aus wie die Privatindustrie. Er behandelt die Arbeitskraft — unserer ganzen Wirtschaftsordnung entsprechend — als Waare und schlägt soviel Arbeit und damit Nutzen für sich heraus als es irgendwie geht.

Der „arbeiterfreundliche Staatsbetrieb“ würde nur dann eintreten, wenn die Arbeiterklasse selber den Staat, die Staatsleitung bildete. Bis dahin hat es aber noch gute Weile und werden die Arbeiter alles in schwerem gewerkschaftlichem und politischem Kampfe erringen müssen.

### Arbeit„geber“ und Arbeit„nehmer“.

Die deutsche Arbeiterbewegung hat, dank ihren großen Theoretikern Karl Marx und Friedrich Engels, dank dem genialen Forscher und Agitator Ferdinand Lassalle mit den konfusen Ammenmärchen der Bulgärökonomie gründlich ausgeräumt. Aus den Köpfen der Industrieproletarier, zum mindesten derjenigen, welche zum Klassenbewußtsein erwacht sind, ist das verwitterte Jdeengerümpel der Bastiat-Schulze verschwunden, und der Mann der Arbeit weiß, was er will, weiß, was er soll.

So wenig diese Köpfe die Phantasmagorie der Harmonieapostel ansieht, so wenig auch das mißtönende Gesiedel der christlich-sozialen Bettelmusikanten ihnen behagt, um so mehr muß man sich wundern, daß in dem Sprachgebrauch der deutschen Arbeiterbewegung in Rede und Schrift ein grober Unfug mit so rührender, wie verdammenswerther Pietät sich erhalten hat.

Wir meinen den Mißbrauch, der mit den Worten: „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ getrieben wird.

Dieser Mißbrauch ist eine Todsünde gegen die elementaren Gesetze der Logik, ist ein Faustschlag in's Gesicht der ökonomischen Wissenschaft und — man zeihe uns nicht der Uebertreibung — eine unbewußte Hilfe, geleistet der Reaktion, ein Sukkurs zu Gunsten des gerade von der Arbeiterbewegung in allen Positionen so wader und energisch bedrängten Kapitalismus.

Fragen wir zuerst: Was heißt Arbeitgeber? „Arbeitgeber“ ist offenbar Einer, der Arbeit giebt, darreicht, liefert. Nun, wer giebt denn die Arbeit, wer reicht sie dar, wer liefert sie? Giebt sie etwa der Unternehmer, der Fabrikant?

Betrachten wir die wirtschaftlichen Zustände, wie sie thatsächlich liegen! Der Kapitalist bedarf der Arbeiter, um sie im Produktionsprozeß anzuwenden, er braucht sie, um durch sie Waaren, d. h. zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienende Dinge erzeugen zu lassen: der Kapitalist läßt diese Waaren produziren des Mehrwerts, des Unternehmergewinns willen. Er kauft sich auf dem Markt neben den Rohstoffen, Maschinen und anderen Produktionsmitteln auch eine Waare ganz eigener Art, die menschliche Arbeitskraft. Unter Arbeitskraft verstehen wir, sagt K. Marx im „Kapital“, „den Inbegriff der physischen und geistigen Fähigkeiten, die in der Blicklichkeit, der lebendigen Persönlichkeit eines Menschen existiren, und die er in Bewegung setzt, so oft er Gebrauchswerte irgend einer Art produziert.“ Diese Arbeitskraft ist eine Waare, wie Schmieröl, Lokomobile, Baumwolle, Webmaschinen und doch weist sie Qualitäten auf, welche dem gemeinen Waarenpöbel nicht eigen sind. Die Arbeitskraft ist eine Waare, welche nicht lagern darf, welche ihr Eigenthümer, der Arbeiter, sofort loszuschlagen muß, wenn er nicht verhungern will, weil er als Besitzloser von der Hand in den Mund lebt. Das nennt man dann den „freien Arbeitsvertrag“. Gewiß, auf dem Markt stehen sich Arbeiter und Geldbesitzer als Verkäufer und Käufer frei gegenüber. Der Arbeiter kann seine Waare verkaufen, er braucht es auch nicht zu thun; nur mag er dann daheim mit Weib und Kind zu Grunde gehen. Gut, der Handel ist geschlossen: die Waare Arbeitskraft ist verkauft. Verkauft an den Kapitalisten, den Geldbesitzer. Der Proletarier überläßt die Waare Arbeitskraft dem Käufer zum Verbrauch für eine bestimmte Zeit. Er muß diese spezifische, Wunder wirkende Waare verschleifen, denn er, der „freie“ Arbeiter ist auch frei, ist getrennt

von den Produktionsmitteln, ohne welche Gebrauchswerte nicht erzeugt werden können. Ist der Handel fertig, so ändert sich das Bild. Marx sagt: „Der ehemalige Gelbbesitzer schreitet voran als Kapitalist, der Arbeitskraftbesitzer folgt ihm nach als sein Arbeiter; der Eine bedeutungsvoll schmunzelnd und geschäftseifrig; der Andere scheu, widerstrebend, wie Jemand, der seine eigene Haut zu Markte getragen und nun nichts anderes zu erwarten hat, als die — Gerberei.“ Der Gebrauch der Arbeitskraft nun ist die Arbeit.

Wir sehen also: der Eigentümer der Arbeitskraft ist der Arbeiter, derjenige, welcher diese Arbeitskraft und damit ihren Gebrauch, d. h. die Arbeit gegen Geld veräußert, erlutirt durch des Lebens gemeine Nothdurft, ist wiederum der Arbeiter.

Also ist der Arbeiter in Wirklichkeit der wahre Arbeitgeber.

Im Sprachgebrauch, im allgemeinen üblichen Sprachgebrauch nicht bloß der auf tendenziöse Täuschung bewußt ausgehenden Reaktionen aller Schattierungen, sondern auch in demjenigen des Proletariats wird jedoch der Käufer der Arbeitskraft, der „sie konsumirt, indem er ihren Verkäufer arbeiten läßt“ (Marx Kapital) der Gelbbesitzer, der Kapitalist, fälschlich als Arbeitgeber bezeichnet.

Damit erledigt sich von selbst die Frage, wer der „Arbeitnehmer“ ist. Die abscheuliche Konfusion, absichtlich begünstigt durch die Trödeljuden des Katheders und des Reptilienfonds, hat den Arbeiter „Arbeitnehmer“ genannt. Der Arbeiter aber nimmt Niemandem Arbeit weg, sondern ihm wird von dem Kapitalisten für Lohn seine Arbeit abgenommen. Der Fabrikant wendet die Arbeitskraft an, um Mehrerwerb für sich schaffen zu lassen, die Arbeitskräfte behütigen sich in der Arbeit, sie liefern bestimmte Arbeitsmengen.

Es ist also nach dem vorher Gesagten klar, daß der Kapitalist in Wahrheit der echte und rechte Arbeitnehmer ist.

Engels sagt in seiner Vorrede zur dritten Auflage von Marx „Kapital“ (Band I, S. 8):

„Es konnte mir nicht in den Sinn kommen, in das „Kapital“ den landläufigen Jargon einzuführen, in welchem deutsche Oekonomen sich auszudrücken pflegen, jenes Kauderwälsch, worin z. B. derjenige, der sich für baare Zahlung von Anderen ihre Arbeit geben läßt, der Arbeitgeber heißt, und derjenige, der seine Arbeit ihm für Lohn abgibt, der Arbeiter heißt. Auch im Französischen wird travail im gewöhnlichen Leben im Sinn von „Beschäftigung“ gebracht. Mit Recht aber würden die Franzosen den Oekonomen für verrückt halten, der den Kapitalisten *donneur de travail* (Geber von Arbeit), den Arbeiter *receveur de travail* (Nehmer von Arbeit) nennen wollte.“

Wir ersuchen deshalb die Arbeiter, die das Thatsächliche auf den Kopf stellende, verkehrte, sinnlose Ausdrucksweise peinlich zu vermeiden, sie in Wort und Schrift auszumerzen und überall vor dem schändlichen Mißbrauch zu warnen.

Denn diese Konfusion, diese Begriffstrübung nützt allein den Gegnern der Arbeitersache, dem profitstüchtigen Unternehmertum, das sich mit lägenhafter Großmuth als „Arbeitgeber“ aufspielt und so thut, als ob es gebe, während es doch nur nimmt, und den Proletarier zu einem Almosenempfänger stempelt, da er doch in Wahrheit giebt.

Richtige Bezeichnungen giebt es ja die schwere Menge: Kapitalist, Unternehmer, Anwender eventuell Fabrikant, Industrieller, Lohnherr, Exploiteur, Meister u. s. w. auf der einen, Arbeiter, Proletarier auf der anderen Seite.

Also fort mit dem grundsätzlichen Ueberbleibsel aus dem Evangelium der Harmonieapostel!

Fort mit diesem giftigen Unkraut aus dem proletarischen Weizen!

Wir haben diesen Artikel der „Metallarbeiter-Ztg.“ gern wiedergegeben, weil er ein Thema berührt, das in der That des Nachdenkens der Arbeiter werth ist. Jeder Leser wird hier wieder einmal empfinden, wie schneidend oft Namen und wirklicher Inhalt in Widerspruch stehen.

Weiter allerdings möchten wir in unseren Schlussfolgerungen nicht gehen, und wenn der obige Artikel von „Todsünden gegen Logik“, von „Faustschlägen gegen die Wissenschaft“, von „Hilfsleistungen für die Reaktion und Sulkurs für den Kapitalismus“ und „giftigem Unkraut“ spricht und den beiden Worten den Krieg auf Leben und Tod erklärt — so freuen wir uns allerdings von ganzem Herzen darüber, wie es manchen Leuten gegeben ist, recht einfache Dinge mit einer Fluth von gepfefferten Worten zu überschütten — aber sachlich scheint uns zum Erweis wenig Grund vorzuliegen.

Wir haben in der deutschen Sprache hunderte von Ausdrücken, bei denen wir uns gerade das Gegentheil von dem denken, was sie ihrem Wortlaute, ihrer ursprünglichen Abstammung nach eigentlich besagen. Um ein Beispiel zu nehmen: das Wort „verbergen“ heißt ursprünglich nichts anderes wie „in die Berge flüchten“, wie man es früher vor den Feinden that. Das Wort blieb, der Inhalt aber verallgemeinerte und veränderte sich, so daß man sich heute ruhig im „Thale“ ver„berg“en kann.

So wird auch das Wort Arbeit„geber“ nicht verhindern, daß man unter ihm einen Mann versteht, welcher seinen beschloßenen Mitmenschen ihren Arbeitsvertrag weg„nimmt“. Je gebräuchlicher ein Ausdruck wird, desto weniger denkt man an seine wörtliche Bedeutung und so ist es auch hier.

Natürlich soll man nicht unnützlich schiefe Bezeichnungen in die Sprache einführen. Aber die Worte „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ sind bereits so eingewurzelt, daß an ein Ausrotten nicht mehr zu denken ist. Wir selber haben es in der ersten Zeit unseres Blattes etwa ein halbes Jahr lang versucht, und schließlich davon Abstand nehmen müssen, weil es mehr Mühe kostete, als die Sache werth war.

Also bleiben wir ruhig beim „Arbeitgeber“. Wer in diesem einen „Böhlhäter“ erblickt, wird ihn auch im „Unternehmer“ oder „Fabrikanten“ sehen. Und wer die sehr unschöne Rolle des Fabrikanten durchschaut hat, wird sie nicht anders beurtheilen, weil der Mann auch mit dem schönen Namen „Arbeitgeber“ getauft ist.

Das Wort thut's freilich nicht! Bekämpfen wir um so mehr die Sache!

## Gewerkschaftliches, Versammlungen.

Den Zimmerleuten von Berlin und Umgegend, sowie allen deutschen Zimmerleuten hiermit zur Nachricht, daß wir das Auskunfts- und Arbeitsnachweis-Bureau von der Dönhofs-Strasse 10 nach der Blumenstr. 19 (Restaurant) verlegt haben. Der Arbeitsnachweis ist von heute an alle Tage den ganzen Tag geöffnet, die Einschreibung der arbeitslos sich Meldenden geschieht zu jeder Tageszeit. Die Verteilung der Arbeit geschieht Vormittags von 8 bis 9 Uhr und Nachmittags von 4 bis 5 Uhr. Es wird laut Reglement die Reihenfolge strikte eingehalten. Kamerad Jäckel hat sich bereit erklärt, alle Arbeiten nach besten Kräften zu erledigen. Ferner fallen alle Unkosten, auch die freiwillige Sammlung durch Markenabgabe fort, eines der freundlichsten Zimmer steht den Zimmerleuten zum ungenirten Aufenthalt zur Verfügung, der Eingang ist separat sowie durch den Laden. Kein Zimmerer ist verpflichtet, etwas zu verzehren, denn nur auf direkte Bestellung dürfen Speisen oder Getränke verabfolgt werden. Eine Kasse bietet die Arbeiterblätter Berlins, sämtliche Fachzeitschriften der Zimmerer, sowie die Baugewerks-Zeitung liegen aus. Kameraden, wir werden bestrebt sein, das möglichst Vollständigste zu leisten, also thut auch das Gute, benuzt vor allen Dingen den Nachweis. Arbeitgeber, Freunde und Gönner bitten wir gleichfalls und thätig zu unterstützen. Um Abdruck dieses bitten wir sämtliche deutschen Arbeiterblätter.

**Mauer Charlottenburgs.** Am Dienstag, den 16. April hielten wir eine öffentliche Versammlung ab, wozu Herr Fiedler aus Berlin erschienen war. Derselbe referirte über den 1. Punkt der Tagesordnung: Sind die hohen Arbeitslöhne schuld an dem Steigen der Wohnungsmieten? Redner führte unter anderem aus, daß es eine Thorheit sei, zu glauben, daß durch die Arbeitslöhne die Mieten theurer werden. Als Herr Fiedler sein Referat beendet hatte, nahm Herr Müller das Wort, und sprach ebenfalls sein Bedauern über die hohen Mieten und schlechten Wohnungen aus und verlas zum Schluss seiner Rede eine Statistik vom Jahre 1885, die in der Wohnungsfrage für das kultivierte Deutschland schauerhafte Verhältnisse nachwies. Auch Herr Dahms sprach sich ähnlich aus. Als derselbe jedoch die Worte gebrauchte: die Meister fühlen sich nicht veranlaßt, mit den Gesellen in gütliche Verhandlungen zu treten, aber zum Blutausfangen sind die Gesellen gut genug — stand der überwachende Beamte auf und löste auf Grund des Sozialistengesetzes auf. — Wir hatten somit noch nicht den 1. Punkt der Tagesordnung erledigt.

**Der Vorstand des Fachvereins der Töpfer** ersucht uns um die Aufnahme des Folgenden: Zur Kenntnismachung diene sämtlichen Töpfern Berlins und Umgegend, daß wir unser Arbeitsnachweis-Bureau (des Vereins zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins) von der Klosterstrasse 98 nach der Dresdenerstrasse 116 bei Grindel (früher Wendt) verlegt haben. Dasselbst wird zu gleicher Zeit jeden Abend zwischen 7 und 9 Uhr die Banderunterstützung ausgezahlt. Obige Bekanntmachung tritt mit dem 1. Mai in Kraft.

**Eine gut besuchte öffentliche Volksversammlung** tagte am Donnerstag, den 18. April, in Jordan's Salon, Neue Grünstrasse, mit der Tagesordnung: Stellungnahme zur Gründung eines Wahlvereins für den ersten Berliner Reichstagswahlkreis. Ein provisorischer Vorstand wurde gewählt, bestehend aus den Herren Reichelt, Feste, Pfuhl, Erdmann und Wiener, welcher die nöthigen Geschäfte bis zur Einberufung einer konstituierenden Versammlung zur Zeit zu besorgen hat.

**In der Schuhmacher-Versammlung**, welche am dritten Feiertag Vormittags in der Tonhalle stattfinden sollte, wurde die polizeiliche Genehmigung nicht erteilt.

**Eine öffentliche Arbeiterinnenversammlung** fand am Donnerstag voriger Woche in den königlichen Bierhallen, Frankfurterstr. 30, unter Vorsitz der Frau Gubela statt. Auf der Tagesordnung stand: Haben die Arbeiterinnen ein Recht, sich zu organisiren und welche Vortheile bietet ihnen eine Organisation? Herr Heindorf referirte.

## Briefkasten.

Verschiedene Berichte mußten leider wegen Raum-mangels zurückbleiben.

## Geschäfts-Eröffnung! Cigarren-Geschäft

Frau Wilh. Hasenclever,  
Chausseestraße 49/50.

### Polstermöbel

einfach und elegant. Nur reell gearbeitet, auch gegen Theilzahlung billigt, halte stets vorräthig.

Jede vorkommende Tapezierarbeit, ob alt oder neu, wird prompt ausgeführt.

C. Wildberger, Tapezierer,  
Kommandantenstr. 60.

### Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager,  
empfehlen [39]

M. Wilschke,

Tunkerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

### Restaurations-Lokalität

Blumenstraße 19

eröffnet ist. Wir fügen die höfliche Bitte hinzu, Ihren werthgeschätzten Besuch auch auf uns aus-zudehnen.

Achtungsvoll

Jäckel & Ortland.

### Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.

#### Der Arbeitsnachweis

befindet sich Dresdenerstraße 116 bei Wendt. Die Arbeitszuweisung ist unentgeltlich, auch an Nichtvereinsmitglieder und geschieht an Wochentagen von 7—9 Uhr Abends, Sonntags von 10 bis 12 Uhr Vormittags.

## Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von  
Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung. [47]

### Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)

30 Zimmerstrasse 30

empfehlen sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben

jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.

Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots,

aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise! [48]

### Waldemarstr. 65 a. Geschäfts-Eröffnung! Waldemarstr. 65 a.

Allen Freunden und Bekannten zur Kenntniss, daß wir ein reichhaltiges Lager von fertigen Schuhwaaren besser Qualität und eine Werkstatt für Naah- und Reparaturarbeit errichtet haben. Wir bitten bei etwaigem Bedarf uns gütigst unterstützen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Klinger & Grossmann, Schuhmacher.

S.O. 65a Waldemarstr. 65a S.O., früher Trautwasserne.

### Bebel u. Liebknecht auf einem Bilde.

Preis 50 Pf. Wiederverkäufern Rabatt. Zu haben bei

H. Kohlhardt, Brandenburgstr. 56.

Partei-Freunden und Genossen empfehle Manschettentümpfe, Broschen, Nadeln und Medaillons mit Porträts von Lassalle, Marx und Engels, sowie alle Sorten Kravattennadeln und Broschen sind billigt zu beziehen von

Friedr. Kullrich,

Broschwich bei Reichenberg in Böhmen.

### Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von [40]

C. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dasselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceur (E. H. 60.)

### Wendt's Restaurant

Dresdenerstraße 116.

Inh. W. Grindel.

Arbeitsnachweis für Maler, Tischler, Schlosser, Buchbinder, und Drechsler.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendtisch.

Speisen à la carte zu jeder Tageszeit, sol. Preise. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 franz. Billards und 2 Kegelbahnen stehen zur Verfügung.

Nesterhandlung. Billige Kester z. Einsegn.-Anzügen, sowie z. kleinen u. großen Dosen. — Hauskleider, Plüsch, Sammet, Atlas, Spitzen etc. Karle, Lauffer Platz 1.

## Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik

von [46]  
Conrad Müller  
Schkeuditz-Leipzig  
empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.  
Ausführung sauber und schnell.  
Preislisten gratis und franko.

## Magdeburg.

Einem geehrten Publikum die ergebene Anzeige, daß ich

Kl. Klosterstraße 9,

Ecke der Neustädterstraße,

## Korb- und Kinderwagen-geschäft

eröffnet habe.

Nur gute Arbeit versprechend, sichere ich bei billigsten Preisen gewissenhafte Bedienung zu. Reparaturen schnell. Mit der Bitte, mich in meinem Unternehmen gütigst unterstützen zu wollen, zeichnet hochachtungsvoll

Eruft Hofmann, Korbmacher.

## Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab

Dresdenerstraße 116,

im Restaurant Wendt. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an Wochentagen von 8<sup>1/2</sup> bis 9<sup>1/2</sup> Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassierer der Ortskrankenkasse der Tischler und Pianoortarbeiter Berlins verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

## Plagwitz u. Lindenau b. Leipzig.

Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“ nimmt im Auftrage der Expedition entgegen  
Jof. Scheib, Lindenau, Reiseburgerstr. 39.